

# Die Deutsche Gartenstadt



K. W.

7667

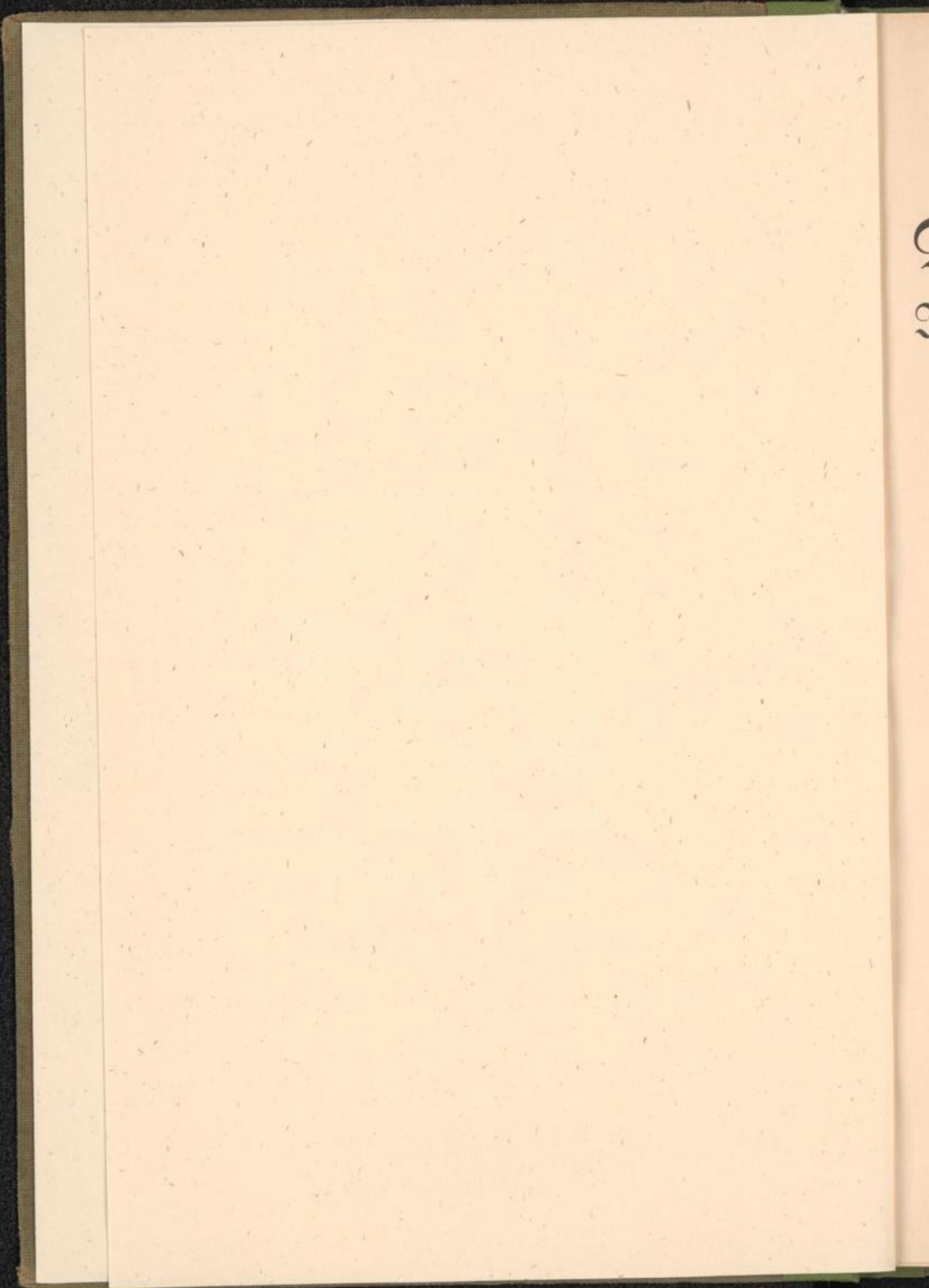
ULB Düsseldorf



+4044 302 01







2 80

# Die Deutsche Gartenstadt

Ihr Wesen und ihre heutigen Typen

Von

**Gustav Simons**

Obstbau- und Gartenbauingenieur Eden bei Oranienburg



A. Ziemsen Verlag  
Wittenberg (Bez. Halle)  
1912

K.W. 7667

ZR.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DUSSELDORF

47. 1134



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung . . . . .	1
Kapitel I. Die geistigen Väter der Gartenstadtbewegung . . . . .	3
" II. Die Wurzel- und Triebkräfte der deutschen Gartenstadtbewegung . . . . .	6
" III. Die Hemmungen der Gartenstadtbewegung . . . . .	11
" IV. Die Obstbaufolonie Eden, e. G. m. b. H., bei Dranienburg (Typ 1) . . . . .	16
" V. Die Gartenstadt Hellerau, eine Industrie- und Musikstadt (Typ 2) . . . . .	31
" VI. Frohnau (Typ 3) . . . . .	43
" VII. Bedburg, die Stadt der Geisteskranken (Typ 4) . . . . .	52
" VIII. Ausführungen und Anfänge von deutschen Gartenstädten überhaupt . . . . .	57
" IX. Die Ausichten der deutschen Gartenstadtbewegung . . . . .	61
Literatur-Verzeichnis . . . . .	65

und  
W  
dab  
von  
die  
De  
in

und  
die  
völ  
Leu  
Be  
lich  
nid  
zah  
Un  
deß  
In  
zen  
gel

die  
wo  
Leu  
die  
erz  
lich  
teil  
fich



## Einleitung.

Jeder Begriff, so auch der der Gartenstadt, wird aus seinem Gegensatz, und das ist hier die städtische Mietkaserne, leichter verständlich. Bei dem Worte Gartenstadt liegt der Hauptton auf Garten. Also Gärten müssen dabei sein. Aber in dem alten Begriff Stadt, einer organischen Vereinigung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, steckt als Grundgedanke der, daß in diesen Städten jeder Einwohner seinem Berufe nachgehen konnte und kann. Derartiger Gartenstädte gibt es vorerst nur wenige bei uns, und auch die nur in Ansätzen zu diesem Ideal hin.

Als im Mittelalter mit zunehmender Arbeitsteilung, Industrialisierung und Bereicherung der Bevölkerung durch ein planmäßiges Zusammenarbeiten die Besiedelung innerhalb der Stadtmauern mit dem Zufließen der Bevölkerung vom Lande eine immer gedrängtere wurde, und nur noch reiche Leute schließlich innerhalb der Städte in Gärten wohnen konnten, die ärmeren Bewohner aber auf Gärten im Felde angewiesen waren, da konnte es eigentliche Gartenstädte, in denen jeder Bürger sein Haus in seinem Garten hatte, nicht geben. Heute gibt es bei den in Wohlstand und in der Bevölkerungszahl gegen früher wesentlich zurückgegangenen Städten einzelne, denen der Umwallungsgürtel im Laufe der Jahrhunderte zu weit wurde, und die sich deshalb innerhalb ihrer Mauern den Luxus vieler Gärten gestatten können. In diesen Gartenstädten ist beides vertreten, ausgiebige Gärten (außer in den zentral gelegenen Teilen), und eine wirkliche Stadt mit Wohn- und Arbeitsgelegenheit am Plage für die meisten Bewohner.

Heute aber versteht man unter Gartenstadt etwas anderes. Da ist vorerst die „Gartenstadt“ nur eine Wohngelegenheit für den Hauptteil ihrer Einwohner, während die Arbeitsstätte anderswo, zum Teil sehr weit abgelegen ist. Leute, die den Lärm der Großstadt mindestens für die Nacht entbehren möchten, die überhaupt aus gesundheitlichen, aus Gründen vollkommenerer Kindererziehung, aus künstlerischen und ästhetischen Gründen, auch aus gesellschaftlichen Gründen, um mehr unter sich zu sein, den städtischen Mietkasernen teils für den Sommer, teils fürs ganze Jahr den Rücken gekehrt haben, siedeln sich auf dem Lande an. Und je weniger Gewerbetreibende, Kaufleute, Hand-

werker und Arbeiter in einer solchen neuen „Gartenstadt“ wohnen und ihren Unterhalt haben, desto angenehmer ist es dem wohlhabenden Teil dieser modernen Stadtflüchter und Gartenstadtbewohner.

So entstehen Villenkomplexe im Umkreise der Großstädte, die sich Gartenstädte nennen. Nur wenige Einwohner gehen in diesen Gartenstädten ihrem Berufe nach. Manche von ihnen haben überhaupt kaum etwas, was man Beruf nennen könnte.

Von solchen Villenkolonien bis zu dem von manchen Reformern erträumten Ideal, nämlich wirklichen Gartenstädten, in denen die Einwohner durchweg in Gärten, wenn auch bescheidenen, wohnen und in der Siedelung selbst außerdem so ziemlich alle ihren Beruf haben, gibt es heute schon allerlei Zwischenstufen. Das Endziel ist jedenfalls das, gartenstadtmäßige Bebauung aller Stadtsiedelungen in unserem Vaterlande. Gartenstädte, auch Gartendörfer und Einzelsiedelungen in Gärten, und die zugehörigen Getreidefelder in mehr oder weniger weitem Bogen um alle Ansiedelungen herum. Das Ziel ist die endliche harmonische Bedürfnisbefriedigung der Reichseinwohner in bezug auf ihr Wohnungs- und Gartenbedürfnis. Fort mit dem unästhetischen Anblick himmelanstrebender Mietkasernen im freien Felde, und hin zur Gartenstadt, die das Wohn- und Arbeitsbedürfnis in sich zugleich befriedigt und in der zu jedem Wohnhause ein blühender Garten gehört. Dieses Ziel ist noch in weiter Ferne, aber es muß jetzt scharf ins Auge gefaßt werden, wenn wir so viele städtische Mitbürger (heute die Mehrzahl aller Bewohner) in guter Gesundheit erhalten wollen. Wir müssen eben wieder zum Grunde gehen, wenn wir als Volk nicht zugrunde gehen wollen.

Daß es so nicht lange mehr weitergeht, zeigt uns schon mit deutlich redender Sprache der Rückgang in der Zahl der Geburten in Deutschland.



## Kapitel I.

### Die geistigen Väter der Gartenstadtbewegung.

Zwei Männer sind es, in deren Köpfen zuerst der Gedanke planmäßig aus einem Guß anzulegender Gartenstädte aufblühte. Ob sie irgendwie sich gegenseitig beeinflusst haben, ob einer des anderen Veröffentlichungen vorher gelesen hat, ist sehr unwahrscheinlich, zumal die ersten Veröffentlichungen in zweierlei Sprache erfolgt sind.

Im Jahre 1895 veröffentlichte der Ingenieur Theodor Fritsch in Leipzig (Verlag Herrmann Beyer), eine Schrift „Die Stadt der Zukunft“. Es wird darin der planmäßige Aufbau von Städten nach einem System gelehrt, das mit den gesundheitlichen und schönheitlichen Interessen auch allerlei praktische und technische Vorteile verbindet. Die eigentliche Stadt ist in Zonen gegliedert gedacht, deren jede einzelnen bestimmten wirtschaftlichen Aufgaben dient; vor allem aber sind über das Ganze Gärten und Parks reichlich verteilt, so daß den gesundheitlichen Ansprüchen volles Genüge getan wird. Einige größere Stadtpläne und eine Reihe kleinerer Zeichnungen veranschaulichen die Idee.

In einer Begleitschrift „Die neue Gemeinde“ legt der Verfasser dar, wie mit diesem planmäßigen äußeren Aufbau auch allerlei innere Reformen des neuen Gemeinwesens Hand in Hand gehen können. Er denkt sich diese neuen Städte als die Wohnsitze von Reformgemeinden, die ihre gesamte Lebensführung auf neuen Grundsätzen aufbauen wollen. Vor allem ist dem Gedanken der Bodenbesitzreform hier in einfachster Weise der Weg zur Verwirklichung gewiesen. Das gesamte Stadtgebiet ist als Gemeinbesitz gedacht, so daß jeder Haus- und Garteneigentümer als Pächter nur eine mäßige Bodenabgabe an die Gemeinde zu zahlen hat. Die Erträgnisse hieraus denkt sich der Verfasser hinreichend, um alle Kosten des Gemeinwesens zu bestreiten, so daß jede andere Kommunalabgabe entbehrlich würde, die Bürger somit steuerfrei wären. Auch die Mietwohnungen in dieser Stadt würden, da jede Bodenverteuerung durch Spekulation ausgeschlossen ist, weit billiger sein als in den heutigen Großstädten, und jedem Bewohner wäre für geringes Geld der Besitz eines Gartens ermöglicht. Aber auch soziale und sittliche Reformen, hinsichtlich des Schul-

wesens, der Religionsübung, der Kunstpflege und der gesamten Lebensführung denkt sich der Verfasser mit diesen neuen Städtegründungen verknüpft. —

Das Schriftchen und seine Anregungen haben damals in Deutschland keine Beachtung finden können. Einige einflussreiche und begüterte Männer, die der Verfasser für den Plan zu interessieren suchte, beglückwünschten ihn zwar zu den hübschen Gedanken und schrieben, daß es herrlich schön sein müßte, wenn die Menschheit in solchen Städten wohnen könnte, aber wir würden es wohl nicht erleben. — Daß sie selber zur Verwirklichung dieses Planes etwas beitragen könnten: der Gedanke kam ihnen gar nicht. —

Es bildete sich zwar schließlich in Berlin ein Syndikat, das den Bau solcher Städte besonders im Osten des Reiches anregen wollte, um dort durch eine neue Art von Kolonisation den deutschen Mittelstand zu stärken, aber mangels aller Mittel und jeder praktischen Unterstützung löste es sich bald wieder auf. —

Dreizehn Jahre nach dem Erscheinen dieser Schrift hat Fritsch sein „Heimland“ bei Luhme unweit Rheinsberg i. d. Mark auf genossenschaftlicher Grundlage mit Hilfe Gleichgesinnter gegründet. Diese ländliche Siedelung, die nunmehr nach fünfjährigem Bestehen ganz gut gedeiht, ist aus einem größeren Gute entstanden und bietet schon heute zwölf jungen Ansiedlern, die vordem alle in städtischen Berufen steckten, die Möglichkeit eines behaglichen, d. h. durch zähen Fleiß behaglich gemachten Landaufenthaltes.

Gedanken, wie auch der Gartenstadtgedanke, wachsen in der Regel in solchen Menschen, denen die Not der Gegenwart das Leben darin schier unerträglich macht, die sich aber zugleich auch noch einen Teil ihrer Energie für die Neugestaltung dessen, was nach ihren Begriffen sein sollte, frei halten. Es sind das meistens Menschen, die dem gesellschaftlichen Unten und Oben durch ihren Werdegang und durch ihr Berufsleben gleich nahe stehen und nun einen möglichen Ausgleich dieses Oben und Unten im Geiste erschauen. Ein Stückchen sozialen Reformators steckt offenbar in Theodor Fritsch.

Mit seiner ersten Veröffentlichung hat er Erfolge nicht erzielt. Es war ein erster Anstoß, ein tastender, schüchternen Versuch in eine neue Entwicklungsrichtung hinein. Der Gedanke ruhte dann erst einmal wieder.

Man muß nun nicht etwa glauben, daß die Deutschen aus einer gewissen Bosheit oder einem gewissen Stumpfsinn gegenüber ihren Landsleuten neue Dinge nicht aufgriffen, eben weil sie von Landsleuten kämen, und sofort Feuer und Flamme dafür würden, sobald diese selben Dinge aus dem Ausland in etwas anderer Aufmachung importiert wurden. Wenn in England diese selbe Sache, die Gründung von Gartenstädten unter besonders günstigen Umständen schneller gegangen ist als in Deutschland, — und das ist in diesem Falle Tatsache, — dann wirkt eben nachträglich der Bericht über tatsächlich Vorhandenes, an Ort und Stelle selbst Geschautes und danach in Bilderform in Deutschland

Gezeigt es ungleich überzeugender und zu eigenen Taten ermutigender, als das bloße gedruckte Wort in der eignen Sprache das vermocht hat.

Hinter der englischen Gartenstadtgründung hat ein seit Jahrzehnten dafür selbstlos und umsichtig handelnder Mann gestanden. — Ebenezer Howard heißt dieser Engländer. Seine freie Zeit, — er ist Berufsstenograph, — widmete er der Gewinnung eines Teiles seiner Landsleute für seine Gartenstadtidee. Im Jahre 1897 erschien von ihm eine Schrift „Gartenstädte in Sicht“. Dieses Buch gab den eigentlichen Anstoß zur englischen Gartenstadtbewegung.

Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift bildete sich die „Englische Gartenstadtgesellschaft“ als Propagandagesellschaft für das Gartenstadtideal. Aber es sollte dieses Ideal nicht lange nur ein Ideal bleiben. Das Ideal von heute wurde bald in der ersten englischen Gartenstadt Letchworth eine für sich selbst sprechende, beweiskräftige Realität. Einige reiche, weit schauende Fabrikanten sind die eigentlichen Schöpfer dieser ersten englischen Gartenstadt. Diese Stadt ist eigentlich das erste Denkmal für Howard, dem idealen Gartenstadtgründer. Insofern hatte der Engländer mehr Glück als sein deutscher Rivale Fritsch. Fritsch mußte mit eigenen und nächster Freunde Mittel eine ganz bescheidene und deshalb auf die Außenwelt auch nicht so eindrucksvoll wirkende Anlage selbst ins Leben rufen. Für Howard wurde sie von anderen ins Leben gerufen.

Die erste englische Gartenstadt hatte nach sechsjähriger Bauzeit schon 9000 Einwohner und 30 Fabriken. In England folgten der ersten Siedelung bald andere in der Gartenstadt Bournville und Hampstead bei London. Da diese Bewegung für England und seine Stadtbewohner eine mindestens ebenso große Notwendigkeit ist, wie in Deutschland, aus Gründen besseren Wettbewerbs, der sich nicht auf kranke Menschen stützen kann, und die hygienischen und sozialen Gründe auch bald überzeugend wirken müssen, so dürfen wir annehmen, daß beide Bewegungen, sowohl die deutsche, wie die parallel gehende englische, wirkliche Volksbewegungen werden. Nur was das Volk erfaßt hat, das kann schließlich doch nur den Schutz und die Förderung der öffentlichen Organisationen finden.

So dürfen wir denn hoffen, daß Fritsch und Howard, diese zwei Pioniere der Gartenstadtbewegung, noch vieles von ihren Plänen schon zu ihren Lebzeiten auch reifen sehen werden. Denn wir leben nicht nur im Zeitalter des Verkehrten, sondern auch im Zeitalter des Verkehrs. Die Beharrungskräfte sind zwar groß, aber größer werden doch allmählich die jetzt überall einsetzenden Umgestaltungskräfte.



## Kapitel II.

# Die Wurzel- und Triebkräfte der deutschen Gartenstadtbewegung.

Die Bedürfnisse des Menschen bestimmen sein Denken, Wollen und Handeln. Doch bleibt er hinsichtlich der Befriedigung seiner Bedürfnisse gebunden an die ihm zur Bedürfnisbefriedigung zur Verfügung stehende physische, geistige und gesellschaftliche Kraft. Ist der einzelne krank und schwach, so hat er wohl Bedürfnisse, aber es fehlt ihm die Kraft diese zu befriedigen. Die physische Kraft allein tut es aber auch nicht. Die geistigen Kräfte, sowohl die intuitiven der Erfindung, als die energischen der Durchführung der gemachten Erfindungen müssen ergänzend dazutreten. Drittens muß aber auch der Gesellschaftsorganismus, das Volk, in dem der Mensch lebt und wirkt, gesund sein. Nur dann ist er dem einzelnen der naturgemäße Förderer und Helfer. Deshalb setzt die Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse dreierlei voraus, die leibliche Gesundheit, Erfindungsgabe und einen gesunden Gesellschaftsorganismus. Erst wenn diese drei sich ergänzenden Kräfte reichlich vorhanden sind und richtig funktionieren, kann der Kultur Mensch seines Lebens froh werden. Ohne die rechte Lebensfreude aber, die sich aus dem harmonischen Zusammenwirken der genannten drei Kräfte ergibt, gibt es keine rechte Schaffenslust. Deshalb besteht die das Leben zusammenhaltende Kette aus den Gliedern: Leben, Lebensbedürfnisse, Bedürfnisbefriedigung mit Hilfe der Lebensmittel. Diese Mittel schöpfen wir aus der Natur mit Hilfe unserer Lebenskraft, unserer Gestaltungsgabe und unseres organisierten Volkstums. Aus solcher Wechselwirkung erwächst bei weisem Lebensgenuß der eigentliche Lebenskitt, die Lebensfreude. Nach und aus dem befriedigten Genuß aber entsteht neue Lebenskraft und hieraus neues Arbeitsbedürfnis. So wird die Schaffung neuer Lebensmittel eine Selbstverständlichkeit aller Gesunden. Denn der Mensch ist nicht nur wie zur Arbeit geboren, sondern ist zur Arbeit geboren. Das ersieht man schon daraus, daß er krank wird, wenn er nicht arbeitet.

In diesen, auf die menschliche Natur fest gegründeten Kreislauf ist nun in unserem kalten Norden neben dem Ernährungs- und Kleidungsbedürfnis das Wohnungsbedürfnis so fest durch die Not verankert, daß niemand auch nur zur nackten Lebenserhaltung irgendeiner Wohnungsgelegenheit entraten kann. Man könnte die Wohnung geradezu des Menschen dritte Haut nennen. Er hätte danach also eine gewachsene Haut, in der Kleidung eine gewobene und in der Wohnung eine gemauerte. Diese drei Häute hätten auch noch das gemeinsam, daß sie in ihrer Gesamtheit und gegenseitigen Ergänzung erst die uns unentbehrlichen Wärme- und Kältereulatoren bilden. Wie wichtig aber dieser Lebensregulator ist, geht aus der außerordentlich engen, uns von der Natur gezogenen Grenze hervor, die wir nach unten und oben, ohne daß der Tod eintritt, kaum um einen Wärmegrad überschreiten dürfen. Darum hat auch die Wohnungsfrage in der Geschichte zum mindesten aller nördlichen Völker stets eine maßgebende Rolle gespielt und von der Art der glücklichen Lösung dieser Wohnungsfrage sind der Lebensmut und die Lebenskraft der Völker wesentlich mit abhängig geblieben.

Diesem Wohnungsbedürfnis sind unsere Urvorderen in der Art gerecht geworden, daß sie sich, wie uns Tacitus schreibt, jeder so ansiedelte, wie ihn ein freier Platz, eine Quelle, ein Wald dazu einlud. Sie kannten nur die Urwirtschaft, d. h. jeder Haushalt befriedigte alle seine Bedürfnisse selbst. Höchstens beim Hausbau halfen die Nachbarn. Daraus erwuchs ihnen, da in der Urwirtschaft zu jeder Familie verhältnismäßig viel Land gehörte, und in der Regel der Kinder viele waren, ihr großer Landhunger. Das Auswandern großer Volksteile, die sogenannten großen Völkerwanderungen, erschienen ihnen damals als einzige Möglichkeit und deshalb Notwendigkeit, das Leben zu erhalten. Sie also hatten bei ihrer Urwirtschaft, wie es übrigens noch auf den heutigen Generalstabskarten in einzelnen sog. „Bauerschaften“ in Westfalen bis heute ersichtlich geblieben ist, die ausgesprochene Einzelsiedelung. Sie wollten von Dörfer- und Städtensiedelungen nichts wissen. Sie mieden deshalb auch die wirtschaftliche Voraussetzung dichter, also städtischer Besiedelung des Landes, die Arbeitsteilung mit den dadurch geschaffenen Marktwaren und Märkten. Sie mieden deshalb auch das einzige mögliche Mittel, die eigentliche Voraussetzung solcher Arbeitsteilung, das Geld.

Wir aber haben heute ausgesprochene Arbeitsteilung. Jeder ist heute sozusagen nur ein Teilmensch, ein Spezialist, und arbeitet als solcher mit seiner Arbeitskraft und seinen Arbeitsprodukten nur für den Markt. Mit der Geldwirtschaft und Arbeitsteilung zieht allerdings ein größerer Wohlstand in die menschliche Gesellschaft ein. Mit dieser Arbeitsteilung ist aber eine große Abhängigkeit aller vom Markte und seinen Schwankungen verbunden. Ein großzügiger, technischer Fortschritt, der natürlich auch dem Wohnungs-

wesen zugute kam, ist zwar durch unsere intensiv gegliederte Arbeitsteilung möglich geworden, aber auch die Schattenseiten dieser Arbeitsteilung mahnen uns nachzuschauen, ob nicht ein großer gesellschaftlicher Konstruktionsfehler hierbei allen bisherigen Kulturvölkern mit unterlaufen ist.

Im letzten Grunde baut sich das System der Arbeitsteilung auf der Naturtatsache auf, daß wir Menschen doch sehr verschieden sind, besonders in unseren Gestaltungskräften. Durch die Ausnutzung der speziellen Gestaltungskräfte jedes einzelnen in der Arbeitsteilung ist bei uns schon im Mittelalter in der Bau-, und damit auch Wohnungstechnik Außerordentliches geleistet worden. Indessen blieben hinter der wirtschaftlichen, technischen und künstlerischen Gesellschaftsleistung des Mittelalters die politischen Gestaltungen in unserem, die Segnungen des Individualismus gar zu hoch einzuschätzenden, und deshalb auch so unpolitischen Volkstume, verglichen mit dem unserer Nachbarvölker, sehr zurück. Hunderte von Einzelherrschaften machten sich und anderen bis in die jüngste politische Zeit hinein das Leben durch Raub und Krieg lästig. Vielfach riefen eigene Fürsten noch auswärtige Mächte zur Plünderung des errungenen Wohlstandes der Städte ins Land hinein. Deshalb verstand sich bis vor 100 Jahren die Notwendigkeit von Schutzingmauern und damit die enge Stadtbefiedelung ganz von selbst. Selbst Städtebünde, wie z. B. die Hanse, konnten für die einzelnen Städte die Wallmauern nicht überflüssig machen. Erst unsere neuzeitliche politisch-straffe Volksorganisation hat einen nach dem andern dieser städtischen Zwangsgürtel überflüssig gemacht. So könnte man unser Zeitalter auch das der Stadtentfestigungen nennen. Die Niederlegung der Reste ist, soweit nicht die Pietät sie erhält, nur noch eine Frage kurzer Zeit. Die politisch geeinte deutsche Kraft hat also den durch die politischen mittelalterlichen Verhältnisse gegebenen Zwang zu engen Stadtbefiedelungen mit der unvermeidlichen Sonnen-, Licht- und Luftabsperrung der Stadtbewohner ein Ende bereitet. Dieser politischen Kraft wollen wir uns deshalb freuen, auch wenn uns ihre Unterhaltung teuer zu stehen kommt. Sie ist sogar eine wesentliche Voraussetzung des Baues offener Städte, und gar erst der Gartenstädte.

Hat uns nun die Politik sozusagen Luft gemacht, so hat die allmählich wieder erwachende Liebe zur Natur in vielen Stadtbewohnern den stillen Wunsch erweckt, wieder aufs Land hinaus zu ziehen. Wir Modernen beginnen zu fühlen, daß in uns neue Kräfte nur im engen Anschluß an die Natur erweckt werden können. Anzeichen dieses Zuges, des „Zurück zur Natur“ sind die deutsche Naturheilmovement mit den von ihr vornehmlich ins Leben gerufenen Wasser-, Licht-, Luft- und Sonnenbädern, sind die Turn-, Sportbewegung, die alle freie Plätze gebrauchen. Die jüngste Erscheinung dieser „Hinaus-aufs-Land“-Bewegung zeigt sich besonders in der Wandervogelbe-

wegung. Sie ist die Auflehnung der Jugend gegen den unnatürlichen Sitzzwang in der Schule.

Ganz besonders wichtig ist die Stadtflucht für unsere Frauen- und Kinderwelt. Die Straße muß für die Kleinen aufhören, mit ihren Verführungskünsten der einzige Kinderspielplatz zu sein, und unsere Weiblichkeit bedarf zur Hinlenkung auf ihren zukünftigen Mutterberuf dringend der Ausbildung des Pflegefinnes, den sie nirgends besser als bei der kleinen Lebewelt, Tier- und Pflanzenwelt betätigen kann. Infolge der Müdigkeit, aber auch infolge der Befriedigung, die von der Gartenarbeit ausgeht, wird manche Reibfläche zwischen den Geschlechtern sich glätten und mehr Kraft zur Familiengründung frei werden. In dem Gartenhaus kann die Frau jede freie Zeit ausnutzen, kann damit zum Familienunterhalt Wesentliches beitragen und ihr größeres seelisches und physisches Wohlbehagen in vermehrter Lebensfreude natürlichen Ausdruck finden.

Also die Natur drängt uns, die mit ihr wieder Fühlung suchenden Menschen wie von selbst aufs Land hinaus, und die besseren politischen Verhältnisse haben nur die großen Möglichkeiten zur Befriedigung dieses innersten Triebes der Menschen geschaffen.

Nun würde es aber doch schwer sein, leidlich räumliche Wohnungen in Gärten gelegen zu schaffen, wenn wir solche Heimstätten dicht an die alten Stadtsiedelungen heranzulegen gezwungen wären, denn in der Nähe der Stadt hat der zu einem Garten nötige Grund schon für Gartenzwecke unbrauchbare Baugrundpreise. Deshalb mußte als weiteres Triebelement zur Ermöglichung von Gartenstädten uns noch die Technik der Verkehrseinrichtungen zu Hilfe kommen. Die wichtigste Verkehrseinrichtung ist von jeher das Marschieren gewesen, und durch eine mehr natürliche Lebensweise, besonders durch eine vernünftigeren Ernährungsweise hat allmählich die Kunst und die Kraft, Wege zurückzulegen, wieder in erfreulicher Weise zugenommen. Die verbesserte Technik der Beine hat wieder mehr und mehr das älteste menschliche Verkehrsmittel zu Ehren gebracht. Gesunden Menschen ist das Laufen ein Genuss. Ein weiteres Verkehrsmittel für einzelne ist der Entfernungsüberwinder, den wir Fahrrad nennen, der allerdings wieder eine gute Beintechnik zur Voraussetzung hat. Für einen Radler gibt es schon beinahe keine Entfernungen mehr. Elektrische und Eisenbahnverbindungen haben aber an der Möglichkeit der Entwicklung von Gartenstädten außerhalb des Weichbildes der jetzigen Städte den bedeutendsten Anteil, da nur sie den dadurch bedingten Massenverkehr zu bewältigen imstande sind. Diese Einrichtungen sind unentbehrlich, um die Entfernungen zwischen der teuren Stadt- und der billigen Landsiedelung täglich, womöglich mehrmals zurückzulegen.

Schließlich sei auch noch in dieser Verbindung der Entfernungsüberwinder gedacht, die wir unter dem Begriff „postalische Einrichtungen“ verstehen.

Also der alte natürliche Trieb in dem Menschen selbst, die politische Er-  
stärkung unseres Volkstums und die moderne Verkehrstechnik sind die Haupt-  
triebe und -wurzeln der neuzeitlichen Bewegung zu Gartenstadtsiedelungen hin  
und damit leider zunächst zur Trennung von Arbeits- und Wohnstätten.

Ganz darf auch die dem Bedürfnis schwerfällig genug gefolgte Genossen-  
schafts-Gesetzgebung nicht unerwähnt bleiben. Mit ihrer Hilfe lassen sich auf  
öffentlich-rechtlicher Grundlage viele kleine Teilkräfte zu großen Unternehmungen  
zusammenfassen.



fo  
St  
au  
gef  
wi  
für  
da  
Er  
wi  
da  
alt

fa  
stä  
un  
ha  
hi  
St  
als  
br  
St  
un  
die  
Li  
Ze  
gi  
be  
ge

### Kapitel III.

## Die Hemmungen der Gartenstadtbewegung.

Im zweiten Kapitel haben wir die treibenden Kräfte scharf ins Auge gefaßt, sozusagen die Zentrifugalkräfte, sowohl die der menschlichen Seele, die zur Stadtenge hinaus und zum Wiederanschluß an die Natur hindrängenden, als auch die Überwinder der Stadtenge, die in unserem politischen, technischen und gesetzgeberischen Fortschritt ihre Wurzeln haben. In diesem Kapitel müssen wir jetzt die Hemmungen, sozusagen die Zentripetalkräfte betrachten, die uns für die Zusammenballung der menschlichen Gesellschaft auf engem Raume und damit auch für das langsame Wachsen der Gartenstadtbewegung die nötige Erklärung abgeben sollen. Für die Zusammenballung in Städten haben wir die letzten Gründe einmal in der Verschiedenheit der Menschen und der darauf aufgebauten Arbeitsteilung und dann in der politischen Schwäche mittelalterlicher Zeiten und den dadurch bedingten Schutzwällen zu suchen.

Die Hemmungen der Gartenstadtbewegung sind weiter begründet in den fast zur zweiten Natur gewordenen Lebensgewohnheiten der Durchschnittstädter und besonders der Großstädter. Sie sind vornehmlich psychischer Art und stammen aus der Akklimatisierung an das Stadtmilieu. Dieses Milieu hat geradezu die Natur des Stadtmenschen verändert. Sie wollen nicht wieder hinaus aufs Land. Es soll hier gar nicht einmal die Rede sein von den übelsten Stadtelementen, die nur sozusagen im Gedränge und im Schatten gedeihen, als da sind Prostituierte mit ihren Beschützern, Taschendiebe, Raschemmenbrüder und anderes lichtscheues Volk. Denken wir nur an das Gros der Städter und nicht zu vergessen Städterinnen, denen der Klatsch auf Korridoren und Treppen, denen die Lichtbildtheater und grölenden Phonographen, denen die Nähe aller Verkäufer von täglichen Gebrauchsartikeln, denen die abendliche Lichtfülle der Straßen, Läden, Wirts- und Kaffeehäuser mit der zugehörigen Zeitungslektüre „dreimal täglich frisch“, denen Kartenspiel und politische Kannegieberei zu Lebensnotwendigkeiten geworden sind. Denken wir an die materiell besser gestellten Schichten, denen Musikhallen, Theater und Zirkusse liebe Lebensgewohnheiten geworden sind. Dazu kommt ein gewisser Herdentrieb aller geistig

nicht selbständigen Menschen, und deren gibt es im gesellschaftlichen Unten und Oben viel mehr, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. Sie kreisen nicht um sich als selbständigen geistigen Mittelpunkt, sondern mehr um einen gefühlten Mittelpunkt, der ungreifbar in der Masse liegt und der sie abhält, in der Vereinzelung auf dem Lande sich wohlfühlen zu können. Massenprodukte sind sie, die sich weit eher als „Produkte der Verhältnisse“ vorkommen, als daß sie sich als bewußte Umgestalter der alten Verhältnisse, und damit als „Produzenten neuerer besserer Verhältnisse“ fühlen und selbständig betätigen könnten.

Ein energisches Abtun eines Teiles der Großstadtlockungen erscheint ihnen wie ein teilweiser Lebensverlust, für den ihnen der Garten mit seiner Abscheidungsmöglichkeit von der Außenwelt und eine lichtere und geräumigere Wohnung vorläufig noch keinen vollwertigen Ersatz bieten. Lieber kürzere Zeit leben, aber nicht anders leben! Etwaißes Kranksein, z. B. zurückzuführen eben auf das Großstadtleben, deutet ihnen gar nicht so schlimm, denn die Rassen kommen für alles auf. Da kann die Leibesverlotterung ruhig weitergehen. Deshalb ist im allgemeinen die Sehnsucht nach Gesundung durch innigeren Anschluß an die Natur noch nicht groß genug, um bei der Mehrzahl der Städter ein „Hinaus aufs Land“ zu festem Entschluß zu erheben. Das, was sich heute schon freimacht zur Laubenkolonisation, zum Schrebergartendienst, zum Wohnen in weiter abgelegenen Vororten ist erst die zaghafte Vorhut der heutigen Stadtmassen. Diese Massen selbst sind durch die Kasernierung in vielstöckigen Miethäusern um alle Originalität gebracht. Als Kinder haben sie nicht spielen können, wie sie wollten; als Erwachsene haben sie sich niemals recht sammeln können. Charaktere reifen eben nur, wenn Menschen gelegentlich auch einmal ganz für sich sein können. Aus solchen dann geistig Anselbständigen aber fest sich die Masse zusammen und diese Masse will noch in den Städten bleiben.

Fabrikanten, die ihre Betriebe des Plazmangels wegen aufs Land legten oder zu legen beabsichtigen, schaffen sich dadurch sogleich eine akute Arbeiterfrage, die sie in Mitten des Großstadtbetriebes kaum kannten. Erst eine langsame Durchsetzung des Arbeiterstandes mit Stadtfluchtwilligen erlaubt den Fabrikanten eine Übersiedelung auf Land. Siemens & Halske in Berlin wissen ein Lied von dem Banne zu singen, den die Großstadt über die Industriearbeiter ausbreitet und womit sie sie an die Städte fesselt.

Erst ein wiedererwachendes selbständiges geistiges Leben im einzelnen, so daß er das Alleinsein mit sich und den Seinigen als so nötig empfindet wie das liebe tägliche Brot, wird hier großzügigen Wandel schaffen können. Dazu bedarf es der Dogmenbeseitigung auf allen Gebieten, auf den gesellschaftlichen und religiösen, auf den politischen aber in allererster Linie.

Aber auch abgesehen von diesen, in letzter Linie unbegründeten Vorurteilen der Menschen gegen dauernden Landaufenthalt wird die Landscheu erklärlich infolge gewisser gesellschaftlicher Hemmungen. Einmal läßt die Form des Groß-

grundbesitzes mit dem zugehörigen Mangel der Selbständigwerdung im Berufe vielfach den vom Lande in die Städte Zugewanderten den Landaufenthalt als ein wahres Zuchthaus erscheinen. Und solches ist nicht nur ein Vorurteil. Dazu treten Hemmungen, die in unserem falschen Rechtsweisen ihre Ursachen haben. Wir müssen da zum leichteren Verständnis der Dinge, um die es sich hierbei handelt, zunächst einmal wieder bei unseren Altvordern in die Schule gehen und sehen, wie sie sich mit dem Bodenproblem abfanden. Der Boden wurde benutzt; ja, anderes sollte man überhaupt nicht mit ihm machen können, aber nicht als Privateigentum mit allen an dieser Rechtsform haftenden Rechten gegenüber den Mitbürgern besessen. Die Nutzungsrechte am Boden wurden durch die Gemeinde vergeben. Darin liegt eine große Anpassungsmöglichkeit der Bodennutzung an die jeweiligen Forderungen und Bedürfnisse der sich stets erneuernden menschlichen Gesellschaft. Ist dagegen die Bodenfläche, auf der und von der alle leben müssen, in Privateigentum vergeben, so ist mit dem Verkaufe solchen Bodenbesitzes der darauf Sitzende eigentlich mitverkauft.

Die Bodenbesitzer als Gesamtheit erhalten dann durch das Mittel des Privatbesitzes am Boden ein regelrechtes Besteuerungsrecht über die Nichtbodenbesitzer, aber zur Bodenmitbenutzung gezwungenen Mitbürger. Menschen aber müßten nicht Menschen sein, wenn sie ein so bequemes Lebensunterhaltungsmittel, wie es der bloße Verzicht auf Rechte, dauernd durch Verkauf, vorübergehend durch Verpachtung mit sich bringt, und sei es auch auf Kosten ihrer nächsten Mitbürger nicht voll ausnutzen wollten. Ob man nun das Land selbst behält und verpachtet, oder ob man es verkauft, und dann aus dem Barerlös an Stelle des bisherigen Grundrenteneinkommens ein Zins-einkommen erzielt, ist dabei unwesentlich. man lebt ganz, oder wo es dazu nicht langt, doch teilweise ein bequemes parasitäres Gesellschaftsleben auf Kosten seiner Mitbürger und verdirbt diesen die Freude an der Heimat, an der Heimat, in der solche Rechtsbeugungen dauernd unter den Augen der Regierung möglich sind. Im Recht liegt der Kern des Bodenbesitzproblems und damit auch der Angelpunkt des Eng- oder Weitwohnungsproblems.

Wer auch heute noch im Privatbesitz des unvermehrbaaren, aber im Werte deshalb außerordentlich steigerungsfähigen Bodens kein Unrecht findet, der findet damit auch im heute geltenden und gesetzlich anerkannten Recht auf den fremden Arbeitsertrag kein Unrecht. Da hat es denn wenig Zweck, mit solchen Leuten über Recht und Unrecht zu sprechen. Was ihnen Geld einbringt, ist recht. Wer sie auf den alleinigen Ertrag ihrer Arbeit verweist, ist ihnen so eine Art Revolutionär. Eine Verständigung ist da dauernd unmöglich. Es fehlt solchen der innere Kompaß des Rechtsempfindens.

Darüber läßt sich natürlich streiten, in welcher Art, in welchem Tempo das heutige Bodenbesitzunrecht durch Änderung unseres Bodenbesitzrechtes in

ein, dem modernen Verkehr und dem modernen Rechtsempfinden mehr angepasstes Bodennutzungsrecht abgeändert werden soll. Daß das nicht durch Konfiskation des Bodens, auch nicht durch fiskalische Konfiskation der heutigen privaten Grundrenten geschehen kann, ist unter allen wirklichen Bodenrechtsreformern eine ausgemachte Sache. Dieses Problem kann im Rahmen dieser Arbeit natürlich keine Lösung finden, sondern nur als Problem aufgedeckt werden. Aber diese Arbeit wäre nicht gründlich, wenn sie es nicht wagte, dieses Problem mindestens als das hauptsächlichste Gesellschaftshemmnis der Gartenstadtbewegung aufzudecken.

Mag der Boden in und in unmittelbarer Nähe der Städte wirklich aus verkehrstechnischen Gründen und der besonderen Ausnutzungsmöglichkeit wegen ein hoher sein, aber wenn der feldmäßig bebaute Boden auch schon für etwaige Gruppen von Stadtflüchtern Preise bedingen kann, die wesentlich über den landwirtschaftlichen Nutzungswert hinausliegen, so ist die neue Siedlung in Idealkonkurrenz mit den alten, in vieler Beziehung ja doch wesentlich bevorzugten Stadtsiedelungen zu schwer. Und diese Schwierigkeit, Land zur Benutzung für Garten- und Einzelwohnhauszwecke zu erhalten, und zwar zu erhalten zu Preisen, die den landwirtschaftlichen Nutzungswert der Grundstücke nur wenig übersteigen, hemmt das Aufplätzen der Städte in viele kleine Landsiedelungen ungemein.

Nicht unerwähnt darf auch ein behördliches Ubel bleiben, das in den baupolizeilichen Vorschriften liegt. Gewiß hinsichtlich Zimmerhöhe und Weite sind in den engen Städten baugesetzliche Mindestforderungen nötig, obgleich dann allerdings zugleich die Beschränkung der Bewohnerzahl der einzelnen Zimmer mitgefordert werden müßte, wenn die erste Forderung einen vernünftigen Sinn haben soll. Nun aber für Einzelhäuser auf dem Lande, wo doch die Bewohner hier einen großen Teil des Tages nicht im Zimmer sind, das ist schlimmster Bürokratismus. Gepflasterte und kanalisierte Straßen und gepflasterte Seitenstege verlangen, ehe überhaupt Bauerlaubnis erteilt wird, heißt doch das Wolkenträgertum behördlich geradezu begünstigen. Man weiß nicht, ist es zum Lachen oder Weinen, wenn Bauordnungen vorschreiben: Gemeinden haben das Recht, eine Besiedelung der Feldmark in einer für die Verwaltung unbequemen Entfernung vom Gemeindebureau zu verhindern. Ja, sind denn die Bewohner der Bequemlichkeit der Behörden wegen da, oder umgekehrt?

Noch im Jahre 1911 hat das Ministerium der öffentlichen Arbeiten angeregt und anempfohlen, „den Anbau im Anschluß an die vorhandene Bebauung zu begünstigen“. Also immer mehr heran, meine Herrschaften, an die hohen Häuser, heißt es bei den Behörden. Der hohe Hausbau hat so schon Vorzüge genug, so z. B. trägt ein vierstöckiges, direkt neben einem anderen Mietskasten stehendes Haus nur den zehnten Teil der Kanalspesen, wie ein einstöckiges entfernteres Haus.

Da braucht die Behörde nicht noch besondere Vorliebe für Mietskafen durch Bauordnungen zu begünstigen.

Nehmen wir nun noch hinzu das Moment der Zeit und den dauernden Geldaufwand, der dazu gehört, die von der Arbeitsstätte weit abgelegene Wohnstätte täglich, womöglich mehrere Male zu erreichen, so sind die Gründe des sich so langsam Durchsetzens der Gartenstadtbewegung genügend viele und teilweise wohlbegründete. Also ohne die alten Städte mit ihren wirtschaftlichen Mittelpunkten und zahlreichen Arbeitsgelegenheiten geht es auf lange hinaus noch nicht. Aber als Ideal steht uns die auf neuer freilich erst noch zu schaffender Bodenrechtsgrundlage neu entstehende Gartenstadt vor Augen, deren Bewohner anfangs teilweise und später ganz ihre dauernde Arbeitsgelegenheit in der Gartenstadt selbst fänden. Der gute Wille wirkt schon in Vielen, die besten Wege, die nur zu diesem Ideal hinführen sollen, suchen wir noch. Auf die Dauer muß jeder Bürger bei uns die Möglichkeit der Mitbenutzung des vaterländischen Bodens bekommen, wenn anders aus dem Nichts-als-Proletarier im Laufe der Zeit ein selbstbewußter „Hüter des Vaterlandes“ werden soll. Hierzu soll uns nun die gartenstadtmäßige Besiedelung eines großen Teiles unseres jetzigen Vaterlandes eines der großen volkerzieherischen Mittel werden, und zwar ein Mittel, das durch sich selbst schon volkerzieherisch wirkt. Den besten Beweis erzieherischen Wirkens einer gartenstadtmäßig angelegten Kolonie auf bodenreformerischer Rechtsgrundlage liefert die Obstbaukolonie Eden.



#### Kapitel IV.

### Die Obstbaufolonie Eden e. G. m. b. H. bei Dranienburg.

War im zweiten Kapitel von den Triebkräften zur „Hinaus-aufs-Land“-Bewegung, im dritten von den Hemmungen dieser Bewegung die Rede, so muß für die Edener Siedelung festgestellt werden, daß die Triebkräfte, die von den städtischen Berufen ab, und zu dem ländlichen Berufe hindrängten, besonders starke, die Hemmungen dagegen, soweit sie im Psychischen des Menschen liegen, hier sehr schwache waren. Denn die Gründer Edens waren vom alten Stadtmilieu geistig längst losgelöste Menschen, waren überzeugte Vegetarier und wollten als solche mit ihrem neuen Leben ernst machen, wollten „bewusste Erfüller unserer natürlichen Lebensbedingungen“ sein, wollten mit möglichst wenig Ballast an Lebensbedürfnissen durchs Leben gehen. Als städtische Tages-, Bureau- und Fabrikarbeiter, Handwerker der verschiedensten Berufe, gewesene Lehrer, pensionierte Beamte, empfanden sie bei ihrer seit längerer oder kürzerer Zeit betätigten vegetarischen Lebensweise in den Städten, und auch wohl infolge manchmal allzu eifrigen Studierens der neu erschienenen, umfangreichen, vegetarischen Literatur, die Sehnsucht zum Land vor den Stadttore hin, besonders stark. Sie wollten hinaus zu dem Boden, der ihnen bei tüchtiger Gartenarbeit die Mittel zur Befriedigung ihrer geringen Lebensbedürfnisse fast ganz bieten zu können schien. Jedenfalls wollten sie möglichst wenig zum Leben verbrauchen und möglichst viel schaffen. Mit dieser vorzüglichen Devise haben sich denn auch die Edener in der Mark, wie ihr großes Vorbild Preußen auf dürrer Boden richtig großgehüngert.

Erste vegetarische Siedelungen gingen stets nach Süden, der Sonne entgegen. Nach Wärme sehnten sich diese meist etwas angekränkelten Leute. Zudem zaubert die südliche Sonne (so dachten sie wenigstens) Obst in großer Fülle und fast ohne Arbeit des Menschen hervor. Diese ersten Vegetarier nahmen sich vor, echte „Sonnenbrüder“ zu sein. Erst die nach und nach eingetretene Ernüchterung der Vegetarier infolge der Pleiten aller bisherigen tropischen Siedelungen ließen im Jahre 1893 18 — meistens Berliner — Vegetarier den Entschluß zu einer gemeinsamen Siedelung auf rein vegetarischer Grund-

Eden

Eden



Eden

Teilansicht



Eden

Eine Heimstätte

and“  
de, so  
e, die  
ngten,  
a des  
waren  
zeugte  
achen,  
ollten

Als  
ensten  
ngerer  
, und  
n, um-  
Stadt-  
ihnen  
ebens-  
möglich  
orzüg-  
großes

ne ent-  
Leute.  
großer  
nahmen  
etretene  
pischen  
getarier  
Grund-

lage  
führe  
der  
reich  
den  
sond  
Nöti  
Sch  
Fau  
walt  
licher  
Spo  
zeit  
zusaf  
Weg  
gesel  
näm  
nur  
Land  
Sekt  
brin  
über  
Bot  
hält  
neue  
aus  
mad  
ihre  
aber  
oder  
Leif  
nun  
wirt  
anfi  
darf  
und  
also  
mar

lage im heimischen nördlichen Klima fassen und auch mit Zielstrebigkeit durchführen, wie wir heute nach 19 jährigem Bestehen der Kolonie feststellen können.

Auf dem ärmlichen, dafür allerdings auch leicht zu bearbeitenden Boden der Mark, auf teils reinem Sandland, teils Heide-, Wiesen- und wenig ertragreichem Ackerland mußte fleißig gearbeitet werden, wenn nicht nur das für den eigenen Lebensunterhalt Nötige an Erträgen (außer Körnerfrüchten), sondern darüber hinaus das zur Bestreitung der übrigen Lebensbedürfnisse Nötige an Marktwaren dem Boden abgerungen werden sollte. Aber das Schöne hat ja wenigstens das nordische Klima vor dem südlichen (den Faulenzern auch so gefälligen) voraus, daß schon die Kälte an sich ein gewaltiger Anreiz zu körperlicher Betätigung ist. Den Begriff der mit körperlicher Arbeit verknüpften Schande kennt man daher auch im Norden weniger. Sport oder Arbeit, das sind die einzigen Möglichkeiten in der kalten Jahreszeit draußen nicht zu frieren und auch der Winterzeit gute Seiten abzugewinnen.

Die zu einer eingetragenen Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht zusammengetretenen Genossen schlugen aber auch sonst den einzig richtigen Weg ein, um die Hemmungen zu überwinden, die aus unserem größten gesellschaftlichen Übel, dem Privatbesitz in Land hervorgehen. Sie kauften nämlich mit ihrem wenigen ( $18 \times 500 = 9000$  Mk.) Gelde, das sie zudem nur als Anzahlungsrate benutzten, eine möglichst große Zahl von Hektaren Land. Sie kauften 40 ha, das sind 160 Morgen zum Preise von 900 Mk. per Hektar oder 225 Mk. per Morgen. Um dieses Kunststück vor 19 Jahren fertig zu bringen, durften sie vor zwei Schwierigkeiten, die sie damit auf ihre Siedelung übernahmen, nicht zurückschrecken, einmal nicht vor dem zum Teil ganz schlechten Boden, und dann nicht vor großer Entfernung von Berlin (30 km) und vor verhältnismäßig großer Entfernung von der Eisenbahnstation Dranienburg (3 km).

Zum Nutzen der nächsten Generation, die in geräumigen Gärten ihrer neuen Heimat froh werden sollte, nahmen die Väter das Schwere auf sich, aus Ödland Gartenland, und was mehr besagen will, Heimatland zu machen. Auch heute noch ist das Los der Genossen besonders schwer, die ihren Beruf vorläufig in Berlin beibehalten haben und nun morgens und abends zu allen Jahreszeiten diese zweimal 33 km (davon 6 zu Fuß oder zu Rad) zurückzulegen haben. Das ist wahrlich ein Beweis großer Leistung für eine als richtig erkannte Idee, die man verwirklichen will. Doch nun zu der Kolonie selbst. Seit 1900 hat die Genossenschaft aus Gründen wirtschaftlichen Ausbaues und leichteren Zugangs sonst ganz geeigneter Neuan siedler die Forderung des grundsätzlichen Vegetarismus fallen gelassen. Nur darf auch jetzt noch nicht auf der Kolonie mit Fleisch, alkoholischen Getränken und Tabak Handel getrieben, darf nicht geschlachtet und kein Schlachtvieh, also nur Milchvieh und Geflügel gehalten werden. Das Leben fordert eben manchmal Konzessionen von beiden Seiten.

### Die rechtliche Grundlage Edens.

Die Gründer Edens beschloffen als überzeugte Bodenreformer ihren gemeinsam gekauften Boden in dauerndem Gemeinschaftsbesitz zu erhalten und nicht in Einzelbesitz aufzuteilen. Diese Art des Gemeinbesitzes des Bodens, aber des Privatbesitzes an aufstehenden Häusern und Kulturen hat sich bis heute so sehr bewährt, daß keine Veranlassung und nach statutarischer Festlegung dieses Zustandes auch gar keine Aussicht vorhanden ist, ihn je wieder zu ändern. Die ganze Edeger Genossenschaft will vielmehr an diesem Schulbeispiel beweisen, daß die Scheidung zwischen Bodenbesitz und Bodennutzung auf die Dauer durchführbar und (abgesehen von der Unmöglichkeit der einzelnen, den auf sie entfallenen Teil der Steigerung des Bodenwertes für sich zu realisieren), jetzt und in voraussehbarer Zukunft gut ist. Was aber in Eden geht, ginge gewiß auch sonst im großen Vaterland. Heilig muß uns das sein, was uns die Natur nur einmal gab, die Heimat: „Für sie wollen wir leben und sterben“, wie es im Volksliede sein schön heißt, gehören aber muß sie uns; gehören muß sie vor allem den Vaterlandsverteidigern. Mit vaterlandslosen Gefellen, und das ist heute bei uns leider die große Mehrheit des Volkes, ist „kein Staat zu machen“, kein Staat auf die Dauer zu schützen.

Gerade die Anhänglichkeit an den durch harte Arbeit gewonnenen Boden macht den Boden zum lieben Vaterland. Also ermögliche man so schnell wie es nur geht, besonders unseren Industriearbeitern den Zugang zum Boden unter billigen Bedingungen. Auch ihren Kindern, die dann in Gärten spielend und arbeitend ihre Jugend verleben, schafft man erst durch eine vernünftige Bodenpolitik das Heimatsgefühl, ohne das der Mensch kein guter Bürger (das Wort kommt nämlich von „bürgen“) werden kann. Die so gewonnene Heimatliebe nehmen die Kinder dann sicher mit ins spätere Leben hinüber.

Bei Gemeinbesitz am Boden sind aber deshalb die Genossen, sollten sie anderswo ein besseres Fortkommen sehen, nicht für alle Zeiten gerade an diesen Boden gefesselt. Denn Haus und Kulturen gehören dem einzelnen und können auch von ihm verkauft werden. So sind auch schon einige Male Häuser und Kulturen in Eden verkauft und sogar mit geringem Mehrerlös gegen die Anschaffungskosten, aber der Bodenwert und Bodenmehrwert verbleibt der Genossenschaft. Den kann kein Abzügler mitnehmen. Der Verkäufer einigt sich möglichst mit seinem Nachfolger über den Preis des Hauses. Den Kulturenwert schätzt die neutrale Verwaltung bei solchem Besitzwechsel ab. Einen etwa erzielten Mehrwert beim Hausverkauf (falls die Genossenschaft dieselben nicht durch Ausübung ihres Vorkaufsrechtes zum reellen Preise verhindert) muß der abziehende Genosse zur Hälfte mit der Genossenschaft teilen.

Was aber bei Obstland, bei der festen Verwurzelung der Bäume im Boden und bei der noch festeren Verankerung der Häuser im Boden möglich ist, nämlich die Trennung des Bodenbesitzrechtes von den Rechten an daraufstehenden oder wachsenden Gegenständen, das ist natürlich bei Ackerland noch viel leichter möglich. Mit dieser im praktischen Leben verwirklichten Rechtsform beweist die Kolonie Eden im kleinen die Möglichkeit der Durchführung solcher Rechtsformen im ganzen Reiche. Natürlich müssen überall Verwaltungen dahinter stehen, die bei Landabgabe nicht nach kleinlichen Familienrücksichten, sondern mit Rücksicht auf das große Ganze handeln. Bei ihren Maßnahmen der Übertragung von Land an die Bewerber muß wie bei allen Regierungsmaßnahmen überhaupt das öffentliche Wohl der Leitsterne fein und bleiben, bzw. werden.

Also Land wird in Eden nur pachtweise und zur Benutzung abgegeben. Während in den ersten Jahren für die Zwecke der Landüberlassung an die einzelnen Genossen eine eigengebildete Form eines Erbpachtverhältnisses bestand, so daß die Erben des Pächters in dessen erworbene Rechte eintreten konnten, haben seit der Wende des neuen Jahrhunderts die Erbbau- und Erbpachtverträge in der Form der im Bürgerlichen Gesetzbuche dafür eingeschalteten § 1012 und 1013 eine reichsgesetzliche Grundlage erhalten. Diese Paragraphen seien hier als die einzigen reichsgesetzlichen Grundlagen von Erbbau- und Erbpachtverträgen angeführt, da das Wort Erbpacht zwar in neuerer Zeit oft gebraucht, aber noch wenig Vorstellungen damit verknüpft werden. Die Paragraphen lauten:

„§ 1012. Ein Grundstück kann in der Weise belastet werden, daß demjenigen, zu dessen Gunsten die Belastung erfolgt, das veräußerliche und vererbliche Recht zusteht, auf oder unter der Oberfläche des Grundstücks ein Bauwerk zu haben (Erbbaurecht).

§ 1013. Das Erbbaurecht kann auf die Benutzung eines für das Bauwerk nicht erforderlichen Teiles des Grundstücks erstreckt werden, wenn sie für die Benutzung des Bauwerks Vorteil bietet.“

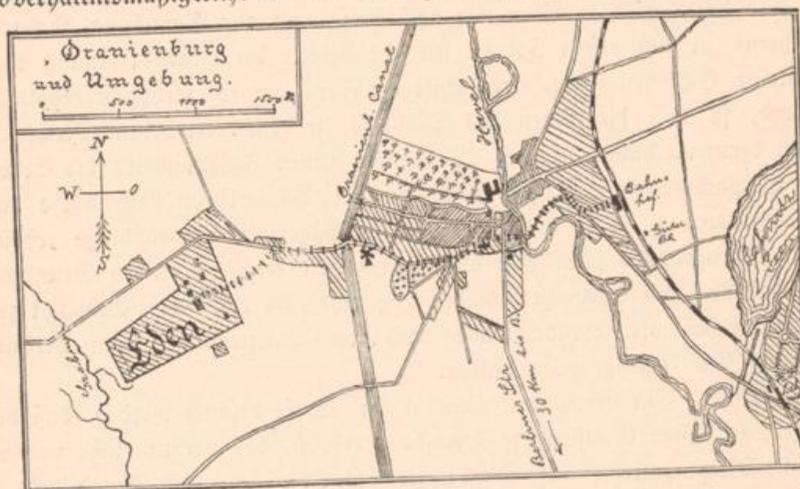
Also vererblich und auch sonst übertragbar sind die in Eden von den Genossen erworbenen Rechte. Die Voraussetzung für die Annahme eines Nachfolgers seitens der Genossenschaft ist natürlich, daß der Neuling als Genosse genehm ist und die von der Genossenschaft statutarisch geforderten Pflichten anerkennt. Zur Sicherung dieser Voraussetzung dient das Vorkaufsrecht der Genossenschaft.

### Die Lage Edens.

Wie aus dem Bilde ersichtlich ist, liegt Eden etwa 3 km westlich vom Bahnhof Dranienburg (Strecke Berlin-Stralsund) an der Landstraße von Dranienburg nach Kremmen. Vom nächsten Jahre ab schneidet die neue Rundbahn um Berlin (Neuen-Dranienburg) Eden an seiner Südwestecke und

bietet später voraussichtlich für Eden eine Haltestelle. Das Grundstück ist heute nach Ankauf weiterer 60 Morgen zwischen Kolonie und Landstraße 220 Morgen groß. Diese nach zehnjährigem Bestande der Kolonie hinzugekauften Morgen mußten bereits mit dem Siebenfachen des alten Preises erworben werden, wozu noch etwa 400 Mk. je Morgen Straßenbaulasten treten. Weitere Ankäufe seitens Edens verbieten sich bei solchen Schattenseiten unseres bestehenden Bodenrechtes, das wie zum Schaden aller schaffenden Berufe unseres Volkes geradezu ausgetüftelt zu sein scheint, von selbst.

Ein weiterer Vorzug Edens ist seine Lage in einem 6 km breiten Urstromtal mit günstigen Grundwasserverhältnissen und mit einem gesunden, stark humosen Sandboden. Die Bodenbearbeitung, zweckmäßig ausgeführt, ist deshalb verhältnismäßig leicht. Die in der Heimstättenwirtschaft erzeugten Fäkalien und



Mülle sind unbegrenzt und gut ausnutzbar, besonders mit Hilfe von Torfmüll und Lehm, was auch ganz allgemein in Eden geschieht. Die Edener Düngewirtschaft erweist sich ökonomisch und hygienisch denkbar günstig.

Als ein Segen für Eden hat sich die Nähe des Oranienburger Kanals erwiesen. Auf ihm konnten im Laufe der zwei Jahrzehnte die Edener ihren nicht geringen Bedarf an Düngemitteln in Gestalt von Lehm, Torf, Kalksteinstaub, Kali, tierischem Dünger usw. billig beziehen. In der vorautomobilen Zeit bezogen sie auch viele Rahnladungen brauchbaren Straßenteer aus Berlin.

Die nähere Umgebung Edens besteht aus Heide- und Ackerland. Im weiteren Umkreise sieht das Auge nur Wald. Das nachbarlich freundliche Landstädtchen Oranienburg, zu dem die Vorstadt Eden politisch gehört, übt mit seinem, von der Gemahlin des Großen Kurfürsten, der Oranierin großzügig angelegten sehr schönen Stadtpark, sowie durch den Lenizsee (jetzt Teilstrecke des Stettin-Berliner Großschiffahrtsweges) und den Grabowsee an allen Sonntagen des Jahres eine große Anziehungskraft auf die benachbarten Großstädter aus.

### Der Eindruck Edens.

Wer, wie Verfasser dieses, Eden in diesen 19 Jahren hat aufblühen sehen, hier kann man wirklich bei solchem Blütenreichtum von Aufblühen sprechen, der muß staunen, was zielbewußt geleistete Menschenkraft, verbunden mit zähem Fleiß, aus fast Ödland hervorzuzaubern vermocht hat.

Von der Gesamtansicht Edens ein Bild zu geben, ist schwer. Das Bild müßte dann schon aus der Vogelperspektive aufgenommen sein, da die alten bebauten Heimstätten über einen Morgen groß sind und selbst größere Wohnhäuser in den inzwischen herangewachsenen Baumbeständen versteckt liegen. Das Ganze übt auf jeden Besucher mit seinen sauberen Häusern und wohlgepflegten Gärten besonders zur Blütezeit einen eigenen Zauber aus. So viele wohlgepflegte Gärten, in deren Pflege die einzelnen Genossen gradezu wetteifern, findet man so leicht nicht wieder beisammen.

In Eden findet im Laufe der Jahre eine langsame Art von Entpuppung statt. Aus den einfachsten Holzbuden werden durch Anbau entweder wohnliche Holzhäuser, oder neben den Sommerhäusern entstehen massive Familienwohnhäuser, letztere zu Baupreisen von 5500 bis 12000 Mk. Das Rot der Dächer und das Grün der Gärten ergänzen sich vorzüglich, so daß manche Besucher auf den naheliegenden Gedanken kamen, hier ist's gut sein, hier laßt uns auch Hütten bauen.

Die meisten Häuser Edens sind wohl aus mit dem nach Eden gebrachten Geld gebaut, aber manche tüchtige Kolonisten haben sich auch, zum Teil gestützt durch eine später zu besprechende Kreditorganisation schon aus in Eden erwirtschafteten Mitteln ihr Haus bauen können. So sieht man vom einfachsten bis zum behaglichsten Hause, das jeder Stadt Ehre machen würde, alle Stufen im Hausbau vertreten. Einige Zahlen mögen den inneren Ausbau Edens veranschaulichen. Im Genossenschaftsbesitz befinden sich:

- 1 Verwaltungsgebäude,
- 19 Wohnhäuser,
- 7 Wirtschafts- und Werkgebäude.

Im Privatbesitz:

- 1 Erholungsheim (Pensionshaus) mit Saalanbau,
- 71 Wohnhäuser,
- 7 Betriebsgebäude.

Zusammen 101 Gebäude.

Als ansässige Bevölkerung wurden Ende 1911 353 Edener gezählt, darunter 25 Einzellebende.

### Edener Geld- und Kreditorganisation.

Zur Verwandlung von Ödland in intensiv bearbeitetes Kulturland und zur Beschaffung von Wirtschaftsgebäuden und Wohnhäusern für die Ansiedler

ist  
raße  
inzu-  
eises  
asten  
tten-  
nden

rom-  
stark  
t des-  
nund

Torf-  
Edener  
ig.  
Kanals  
en nicht  
instaub,  
en Zeit  
Berlin.  
d. Im  
undliche  
ort, übt  
ößligig  
recke des  
mntagen  
ter aus.

bedurfte es großer Vermittel, denn wenn auch die Zahl der Genossen vom Gründungsjahr 1893 bis Ende 1911 von 18 auf 183 und damit die Anteilsumme von 9000 auf 92000 Mk. gestiegen war, so langten diese Beträge doch in keiner Weise aus, die Kolonie so schnell zu besiedeln, wie es geschehen. Man darf natürlich nicht vergessen, daß die je 500 Mk.-Anteile von Unbemittelten nur ratenweise eingezahlt werden.

Für die in Eden benötigten Dinge kommt der gewöhnliche kurzfristige Kredit der Banken und selbst der etwas langfristige Kredit der Genossenschaftsbanken so gut wie gar nicht in Betracht. Beerensträucher gebrauchen mehrere Jahre, Obstbäume 10 Jahre, bis sie einigermaßen Ernten bringen und in der Zwischenzeit müssen die Genossen doch leben und von Anfang an wohnen. So können kapitalarme Genossen, die mit Mühe und Not gerade ihren Geschäftsanteil eingezahlt haben und der Forderung des Genossenschaftsgesetzes auf weitere Bürgschaft in Höhe ihres Stammanteils erst recht kaum nachkommen können, nur mit den von ihrer Hände Arbeit geschaffenen Kulturwerten fremden Geldgebern bürgen.

Das Vertrauen der Stadt Oranienburg zur jungen Kolonie hat sich in der Übernahme von 100000 Mk. Edener Grundschuld gezeigt. Heute ist diese Schuldsomme an die Landesversicherungsanstalt Brandenburg (unter Haftung der Stadt Oranienburg) übergegangen. Auf diese Weise wird bei der Weiterzahlung der bisherigen  $4\frac{1}{2}\%$  diese Grundschuld in 56 Jahren bei  $4\%$  Zins und  $\frac{1}{2}\%$  Amortisation ganz getilgt und die alte Sehnsucht der Edener nach einem nicht mehr zinslich belasteten Boden erfüllt sein. Wahrscheinlich wird aber Eden noch vor diesem Termin wirkliches Freiland werden.

Doch auch diese Hilfe der politischen Gemeinde hätte nicht zugelangt zum Ausbau Edens. Es hat sich deshalb im Laufe der Zeit aus einer kleinen Kreditorganisation, zu der fünf wohlhabendere Edener Genossen zusammtraten, aus der sogenannten Oranienburger Bau- und Kreditgesellschaft m. b. H. mit einem anfänglichen Grundkapital von 30000 Mk. ein für die Edener Anlage sehr bedeutsames Spargeldersammlungs- und Bau- und Kultur-Geldgebe-Institut entwickelt.

Diese Gesellschaft m. b. H., die mit ihrem ganzen Stammvermögen von jetzt 100000 Mk. ihren Sparern und sonstigen Darlehnsgebern verantwortlich ist, ist heute in der Lage, auf Grund einer ihr von der Genossenschaft zedierten zweiten Hypothek jeden Kreditwürdigen, d. h. mit Erfolg arbeitenden Genossen mit Kreditgeld zum Hausbau und zur Kulturenverbesserung zu unterstützen. So ist es möglich geworden, daß im allgemeinen schon ein Drittel der zum Hausbauen nötigen Summe an Eigensparnissen genügt, um durch die Unterstützung der Oranienburger Bau- und Kreditgesellschaft m. b. H., dieses von der eigentlichen Genossenschaft rechtlich und verwaltungstechnisch getrennten Kreditinstituts, zum eigenen Wohnhaus zu gelangen.

Die Bau- und Kreditgesellschaft nimmt von den Edenern und allen Gesinnungsgenossen und Freunden der Sache zu  $3\frac{1}{2}\%$  und  $4\%$  Zinsen Spargelder in Verwaltung. Diese Mittel sind in den sicheren Anlagen der Genossenschaft sozial wirksam. Die Kolonie und die Baugeldentleiher zahlen mit dem Zins einen kleinen Verwaltungskostenaufschlag. Der sich daraus ergebende mäßige Jahresgewinn über die  $4\%$  Verzinsung der Anteile hinaus wird in der Hauptsache an die Kolonie für ihre Wohlfahrtsaufwendungen abgeführt, und mit einem kleinen Teil wird eine Reserve gebildet, zur Ablösung der Kapitalanteile der Gesellschafter.

So ist Eden in der Lage, neuen tüchtigen Ansiedlern unter die Arme zu greifen. Die bisher geschaffenen Vermögenswerte und eine gewissenhafte Verwaltung ermöglichen das. Somit wird Eden im echt genossenschaftlichen Geiste weiter ausgebaut werden können, bis alle Heimstätten an Ansiedler vergeben sind.

Der ursprüngliche billige Ankauf ermöglicht es, daß für die alten Teile (etwa drei Viertel des Ganzen) die jährliche Pacht auf nur 1 Pf. für das Quadratmeter, also auf nur 28 Mk. für mehr als einen Morgen (2800 qm) Fläche festgesetzt werden konnte. Wenn man zum Vergleiche bedenkt, daß in ziemlicher Entfernung südlich Berlins, in Mariendorf, 1 qm ganz schlechten Bodens, der dazu den Pächtern jährlich wieder fortgenommen werden kann, mit 15 Pf. für das Quadratmeter an Pacht bezahlt wird, und die Pächter ihn nur so lange behalten können, wie sie vom Generalpächter, meistens einem Schankwirt, genügend Flaschenbier kaufen, so können die Edener mit dem Erfolge ihrer Bodenpolitik wohl zufrieden sein.

Weil so die Edener wirtschaftlichen Verhältnisse gesunde sind, ruht die Edener Kreditorganisation auf sicherem Grunde und kann deshalb zufriedenstellend arbeiten. Das heutige Vertrauen war allerdings nicht immer auf der Geldgeberseite vorhanden, die Gründe dafür werden in einem späteren Abschnitt besprochen werden, aber heute ist das Vertrauen da.

Mit Hilfe der Edener Kreditorganisationen sind nun im Laufe der Zeit entstanden:

11	Privathäuser im Werte von unter 1000 Mk. (Holzhäuser)
9	" " " bis 2000 "
8	" " " " 5000 "
26	" " " " 8000 "
13	" " " " 12000 "
4	" " " " 15000 "

Dazu kommen zwei Betriebsgebäude.

Der Gesamtwert der Privatbauten beträgt . . .	468570 Mk.
dazu rechnet man den Wert der Genossenschaftsbauten	253030 "
Gesamtsumme der Hauswerte in Eden . . .	<u>721600 Mk.</u>

Einige Zahlen über die bodenwirtschaftlichen Erfolge (erst seit 1902 statistisch erfaßt) mögen folgen. Die Kolonie erzeugte Obst- und Beerenfrüchte

A. Durch die Verwaltung verkauft. B. Selbst verbraucht und selbst verkauft.

1902	23237 kg	5425 kg
1903	41191 "	15394 "
1904	55003 "	37945 "
1905	60121 "	33097 "
1906	57933 "	37554 "
1907	68966 "	50690 "
1908	43133 " (Sagelschaden)	54677 "
1909	47848 "	61118 "
1910	76482 "	72394 "
1911	36431 " (Dürre)	41591 "

Der Wert der Anpflanzungen (Kulturen) steht für die genossenschaftlichen mit 123844 Mk. zu Buche, für die privaten auf den Erbbaueimstätten mit 126500 Mk.

Wenn man bedenkt, daß die Kolonisten ihr Eden als ein nahezu kulturloses Land vorfanden und es erst durch Arbeit tragbar machen mußten, so muß man die von Anfang an hier herrschenden Prinzipien geringsten Selbstverbrauches und höchster Leistungen bewundern. Das preußische Landwirtschaftsministerium hat das auch ein paar Anfangsjahre hindurch durch Gewährung eines Staatszuschusses anerkannt, weil die Kolonie vorbildlich wirke für die Mark Brandenburg.

### Die Edener Obstverwertungsanlage

ist infolge sich einstellenden Bedürfnisses aus kleinsten Anfängen im Laufe der Jahre bis zu einem stattlichen, Juni 1912 in Betrieb genommenen, für 50000 Mk. hergestellten Bau herangewachsen. Dieser Bau, in dem einheimische und dazu große Mengen von auswärts bezogener Früchte verarbeitet werden, ist der wirtschaftliche Mittelpunkt Edens. Die eingesteten zwei Bilder geben eine gute Außen- und Innenaussicht des jetzigen Obstverwertungsbetriebes.

Die Wasserbautechnik hat allerdings auch tüchtig mithelfen müssen, damit in Eden die Voraussetzungen für einen solchen Obstbetrieb erfüllt werden konnten. Nicht immer ist auf den Himmel Verlaß, daß er zur nötigen Zeit das zum Wachstum nötige Naß spendet. Deshalb haben sich die Edener mit der Dranienburger Wasserleitung aus dem Lehnitzsee verbinden lassen und schon vor 10 Jahren für diese Anlage 28000 Mk. aufgebracht.

Die Edener Fabrikate an alkoholfreien Säften, Marmeladen, Kompotten und Gelees genießen längst einen vorzüglichen Ruf bis weit über Deutschlands

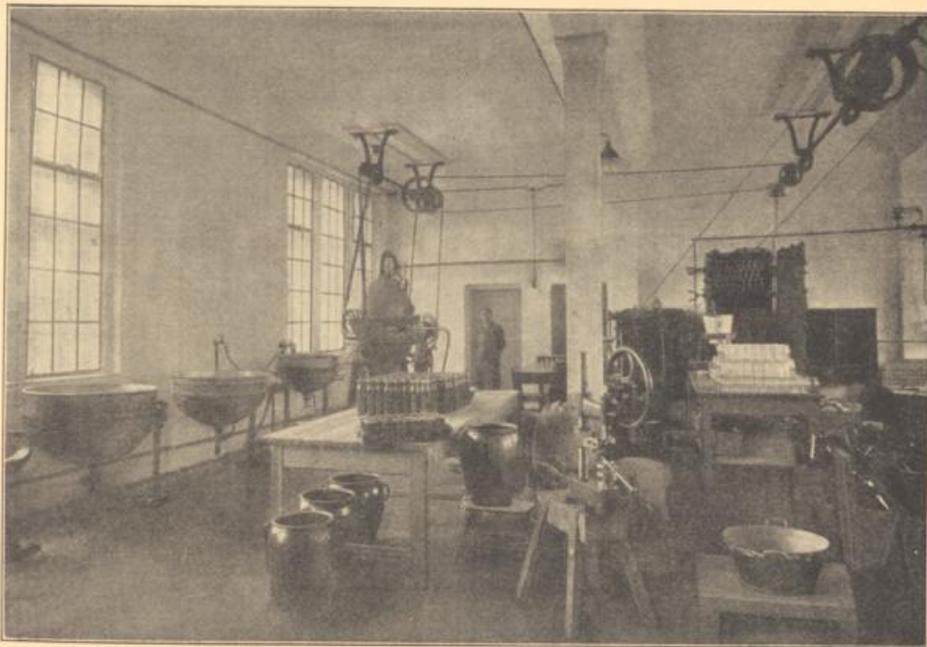
Eden

Eden



Eden

Neue Obstverwertung (Außenansicht)



Eden

Neue Obstverwertung (Innenansicht)

1902  
üchte  
läuft.

lichen  
fätten

ultur-  
n, so  
selbst-  
Land-  
durch  
bildlich

Laufe  
a, für  
ein-  
arbeitet  
zwei  
Obstver-

damit  
werden  
Zeit  
Edener  
en und

potten  
lands

Gr  
lag  
blei

Me  
sch  
an

gärt  
Me  
mit  
des  
Ba  
Wie  
stell  
hall  
best  
burg  
Albe  
die  
verd  
jeden  
nah

Ede  
gem  
in C  
Ma  
dritt  
ersat  
brof  
und  
fähig  
nosse  
Ede

trieb  
zu n  
schlie



Grenzen hinaus, und bei der zuverlässigen Handhabung dieser Existenzgrundlage wird schon im selbstverstandenen eigenen Interesse dieser Ruf gewahrt bleiben, so daß Eden hierin einer guten Zukunft entgegensehen kann.

Es steht jedem Edener Genossen frei, seine Früchte selbst auf dem Markte zu verwerten, aber die Mehrzahl der Genossen findet doch den wirtschaftlich richtigeren Absatz durch die Genossenschaft als eine große Ersparnis an Geld und Wegen.

### Die berufliche Schichtung der Edener.

Von den etwa 90 Erwachsenen männlichen Genossen sind etwa ein Viertel gärtnerisch, sei es im Hauptberuf als Vollkolonisten, dann mit etwa drei Morgen Heimstätten, oder als im Genossenschaftsbetriebe beschäftigte Genossen mit nur einer Heimstätte für eigenen Betrieb, oder als gärtnerische Leiter des Ganzen tätig. Etwa ein Viertel der Edener sind Handwerker, besonders Bauhandwerker, und gärtnerisch nur im Nebenberuf tätig. Etwa ein weiteres Viertel setzt sich aus Privatlehrern, Künstlern, pensionierten Beamten, Schriftstellern und selbständigen Gewerbetreibenden, mit einer ganzen oder einer halben oder auch noch weniger Heimstätte zusammen. Das letzte Viertel besteht aus Technikern, Handwerkern und Arbeitern, die entweder in Oranienburg oder Berlin ihnen Beruf haben und täglich hineingehen oder -fahren. Aber auch diese Genossen haben zu Haus je eine wohlgepflegte Heimstätte, die wohl zumeist ihr gutes Aussehen den zu Hause gelassenen Frauen zu verdanken hat. Gärtner aber ist schließlich im Haupt- oder Nebenberuf ein jeder. Das gehört so mit zum guten Tone in Eden, und nur eine Ausnahme bestätigt diese allgemeine Regel.

Die selbständigen Gewerbetreibenden setzen sich wie folgt zusammen. In Eden befindet sich einmal die oberste Leitung der Berliner Gesundheit-Zentrale gemeinnützige Gesellschaft m. b. H. (Gründer Carl Mann). Sodann gibt es in Eden eine G. m. b. H., mechanische Weberei, sogenannter Koresstoffe (System Mahr) und die dazugehörige Wäschefabrik, die diese porösen Stoffe verarbeitet, drittens eine Fabrikation (F. Kiel) vegetarischer Bratenmasse, die einen Fleischersatz darstellt, und eine mit elektrischer Kraft betriebene Bäckerei in Reformbrotarten. Ein tüchtiger Schuhmacher fertigt vorzügliches Reformschuhwerk und der Schneidereibetrieb fehlt auch nicht. Zusammen mit einem leistungsfähigen Baubetriebe eines Genossen, der im Vertragsverhältnis mit der Genossenschaft steht, versorgen die sonstigen Bauhandwerker der Kolonie die Edener mit den nötigen Bauten.

Alle Edener sind durch Zeichnung von kleinen Anteilen zum nötigen Betriebskapital vereinigt in der Konsumabteilung der Kolonie. Diese versorgt zu marktmäßigen Preisen die Haushaltungen mit allen Gebrauchsgütern, ausschließlich Fleisch-, Fisch-, Tabakwaren und alkoholischen Getränken jeder

Art. Kritik des Konsums wird auch so praktisch geübt. Unter Mitwirkung eines Ausschusses der Anteilhaber — Vorstand genannt — leitet ein angestellter Geschäftsführer diesen Sonderzweig der Verwaltung. Ein damit verbundenes Versandgeschäft gesundheitlicher Nahrungsmittel ist im steten Aufblühen begriffen. An die Edener Beteiligten zahlte die Konsumabteilung fünf v. H. als Umsatzvergütung zurück und lieferte zudem noch einen ansehnlichen Beitrag zur Deckung der Schul- und Wohlfahrtsausgaben.

### Die alles umfassende Vertrauensorganisation, die Regierung Edens.

Warum organisieren sich Menschen überhaupt? Ist es wahr, daß, wie schon der alte Aristoteles schreibt, der Mensch ein politisches Wesen sei? Nun, den Beginn aller Organisation sehen wir schon in der Ehe, diesem echten und rechten Staatsembryo. Hier sind zwei Menschen gegensätzlich verschieden. In der dadurch ermöglichten gegenseitigen Ergänzung erst bilden sie ein höheres Wesen mit höherer Leistungsfähigkeit für beide. In ihrer Verschiedenheit liegt das Bedürfnis zu ihrer Ergänzung begründet. Nun kann jeder in der vollen neigungsgemäßen Auswirkung seiner Anlagen mehr und mit mehr Behagen und deshalb mit mehr Erfolg vollbringen, als wenn er alle Arbeit, auch die ihm nichtliegende, allein tun sollte.

Wenn nun auch geschlechtsgleiche Menschen nicht ein so tiefes Bedürfnis gegenseitiger Ergänzung und gemeinsamen Arbeitens an einer Aufgabe mit ihren Teilkräften empfinden wie Ehegatten, so sind doch alle Menschen verschieden genug, um für gewisse Arbeiten geeigneter oder weniger geeignet zu sein. In dieser auffallenden menschlichen Verschiedenheit beruht das Geheimnis reichlicheren und dabei doch leichteren Schaffens bei Arbeitsteilung, als in Urwirtschaft. In der Arbeitsteilung findet die organisatorische Tüchtigkeit ihr entsprechendes Betätigungsfeld und auch den Minderveranlagten ist solche Leitung im beruflichen Leben von unschätzbarem Vorteil.

In einer Demokratie an sich gleichberechtigter Genossen, wie eine solche eine jede Genossenschaft darstellt, ist die Wahl das Mittel, die geeigneten Kräfte an die geeigneten Plätze zu bringen. Wer aber in solchen Wahlen Willkürakte sieht, um einer Clique gegen eine andere gewaltsam, wobei hier die Gewalt die Form des Majorisierens der Minderheit durch die Mehrheit annimmt, vorwärts zu helfen, der verkennt den einzigen Vorzug der Demokratie, sich entgegen aller schwerer beweglichen Aristokratie leicht selbst Gesetze zu geben und in den Männern oder Frauen der Wahl Vollstrecker und Hüter dieser selbstgegebenen Gesetze zu wählen. Kurz Wahlwillkürakte machen ein friedliches Zusammenleben freier Menschen zur Unmöglichkeit. Daß jede Wahl, jedes Rüren pflichtgemäß ausfallen muß, müssen neu zur

Selbstverwaltung zusammentretende Menschen immer erst zumeist durch schweren Schaden lernen. Solange wir in unseren Schulen das System der Erziehung der Schüler zur Selbstverantwortlichkeit durch Selbstverwaltung und das System der Auslese der Tüchtigkeit, die stets an die Spitze gehört, noch nicht kennen, bleibt uns nichts anderes übrig, als in jedem Falle die Erwachsenen erst durch Schaden klug werden zu lassen.

Dieses Grundgesetz menschlicher Vergesellschaftung, wonach nicht eher Ruhe ist, bis die Geeignetesten an die ihnen zusagenden Verwaltungsstellen gelangen, mußten in den ersten zehn Jahren auch die Edener zum eigenen Schaden am eigenen Leibe erfahren, bis sie sich mit der Tatsache dieses Gesellschaftsgesetzes abfinden lernten. Die „Menschenfrage“ ist überhaupt für alle Organisationen die entscheidende. An ihrer Nichtlösung zur rechten Zeit scheiterten die meisten zugrunde gegangenen, auf demokratischer Grundlage aufgebauten Genossenschaftsunternehmungen. Man scheute sich, kraftvolle Männer mit Initiative an die Spitze zu setzen und wählte oft nur zum Bremsen geeignete Leute als Lokomotivführer.

Also die Verschiedenheit der Menschen bedingt es, daß in jeder Gruppe einer für einen bestimmten Pflichtenkreis der geeignetste ist. In der natürlichen Anwartschaft auf seinen Posten ist er vielleicht nicht immer der lebenswürdigste Mensch, auch versteht es der Tüchtige meistens nicht, der Rückständigkeit der Genossen zu schmeicheln. Statt sich seines Tüchtigerseins ehrlich zu freuen, und durch eine Wahl dem Tüchtigen Gelegenheit zu geben, zum Segen der Genossenschaft zu wirken, wählt man aber oft genug einen Unfähigen mit der einzigen Fähigkeit, sich einzuschmeicheln, um dadurch die Mehrheit der Stimmen für sich zu erringen. Kommt aber in der Wahl die bewußte Absicht, den Geeignetesten zu wählen, unter Zurückdrängung persönlicher Wünsche zustande, so wird Segen auf der Verwaltung der betreffenden Genossenschaft ruhen. Beim Mißbrauch des Wahlrechts aber und bei fortgesetztem Sündigen der Wähler gegen diese alleinrichtige Organisationsmöglichkeit der Menschen, gegen die Rangordnung der geistigen Kräfte, muß jede Genossenschaft auch dann zugrunde gehen, wenn es ihr an materiellen Mitteln noch nicht fehlt.

Nach vielen vergeblichen Auflehnungsversuchen gegen diese einzig mögliche Gesellschaftsordnung haben die Edener es gelernt, die Bestgeeigneten (die, wie die Griechen es nannten, *Aristoi*, davon das Wort *Aristokraten*) an die ihren Fähigkeiten zukommenden Regierungsplätze zu bringen und ein Regierungssystem aufzubauen, wie es vernünftig ist, von dem aber keiner sagen kann, ob es ein demokratisches oder aristokratisches sei. Man treibt in Eden keine Prinzipienreiterei mehr, sondern arbeitet wacker und fühlt sich geborgen unter sachgemäßer Leitung. Man kann heute sagen, daß die Regierung Edens vom Vertrauen freier Männer getragen ist; und das ist heute in Deutschland eine ziemlich seltene Erscheinung.

Diese kleine Regierung besteht aus drei gewählten und besoldeten Vorstandsmitgliedern, von denen jeder seine besonderen Aufgaben zu erledigen hat, und aus einem ebenfalls gewählten, unbesoldeten Vertrauens- und Aufsichtsrat von neun Männern. Zwischen diesen Körperschaften sind Innenreibungen so gut wie ausgeschlossen, und auch auf den monatlich stattfindenden, für Beschlüsse sonst unverbindlichen Genossenversammlungen halten nur neue und noch zu wenig genossenschaftlich Gesinnte die Verhandlungen auf. Die freie, gleiche Wahlberechtigung, die zumeist schon auf das Geheime der Wahl keinen großen Wert mehr legt, hat sich in Eden als ein vorzügliches Erziehungsmittel aller erwiesen; dieses aber erst, seitdem die Genossen einsehen gelernt haben, daß dieses Wahlrecht jedem Wähler große Pflichten der Selbstbeschränkung in bezug auf das Durchsetzenwollen von privaten oder Familienwünschen auferlegt. Eden arbeitet in Ruhe und sieht die Früchte seiner rastlosen Arbeit, und die Einrichtung des gemeinsamen Bodenbesitzes ist allerdings auch ein seltener Erzieher zu verantwortlichem Handeln.

Während es in früheren Jahren geradezu zu Katastrophen führte, politische und nun gar erst religiöse Fragen anzuschneiden, behandelt man heute in Versammlungen auf dem Genossenschaftssaale alle volkswirtschaftlichen und politischen Fragen mit dem vollen Erfolge der Verständigung. Voraussetzung für diese Verständigung, sagen wir mal auf dem Boden des gesunden Menschenverstandes, war es natürlich, daß alle aus ihren bisherigen politischen Parteien ausschieden, denn mit jemandem, der auf irgendein parteipolitischen Dogma kritiklos schwört, ist eine Verständigung in politischen Fragen ausgeschlossen. Wenn aber erst, wozu nicht mehr gar zu viel fehlt, die Edener den verschiedenen Landeskirchen ganz neutral gegenüberstehen, so wird man mit gleichem Erfolge in nicht gar zu ferner Zeit auch vor der Behandlung religiöser Fragen im Genossenschaftshause nicht mehr zurückschrecken. Wir werden dann erst sagen können, daß sich in einem Menschenalter die Genossenschaft Eden als eine Erziehungsschule für Erwachsene bewährt hat, wie es keine andere Schule bis dahin vermocht hat.

### Die gesellschaftlichen und sozialen Einrichtungen Edens.

Die in dem Abschnitt über die Regierung Edens aufgezeichnete Sachlage wäre allerdings undenkbar ohne die Genossenschaftseinrichtungen, auf die wir nunmehr näher eingehen wollen.

Da wirkt in erster Linie die seit Jahrzehnten anezogene Schulung des einzelnen durch die Grundlage aller Reformen, durch die Selbstreform. In zweiter Linie wirkt hier die Schule, zu der Eden den Schulraum stellt und für die es den Lehrer wählt, den aber die Stadt Oranienburg besoldet. In diese Schule gehen alle Kinder Edens, soweit sie nicht in einem Aus-

nahmefalle ganz in der Familie geschult werden. Deshalb gibt es hier unter den Kindern den leidigen Zwiespalt zwischen Besuchern höherer und niederer Schulen nicht. Den freiwilligen weiteren Unterricht gibt ein ansässiger Privatlehrer der schulentlassenen Jugend in besonderen Fächern. Im übrigen ist für diese Schulentlassenen ein im Ehrenamt erteilter Fortbildungsunterricht eingerichtet.

Die Schule Edens genießt seitens der Behörden einige Vergünstigungen nach der freiheitlichen Seite. Im Sommer gibt es oft Unterricht im Freien. Die bekannten Auswendiglernhypotheken auf die Köpfechen der Kleinen sind ziemlich unbedeutend, und das individualistische System des Inwendiglernens und des Fragerrechts der Kinder an den Lehrer kommt einigermaßen zur Anerkennung. „Eine Oase in der Wüste“ hat neulich noch ein in einer Großstadt amtierender Schulrat bei einem gelegentlichen Besuche der Edener Schule gesagt. Aber der gärtnerische Beruf der Eltern macht die Kinder schon kritischer, nachdenklicher und aufmerksamer in der Beobachtung, als die Großstadtkinder es sein können. Turnen, Singen und Spielen wird oft und eifrig gepflegt. Auf die Schulentlassenen wirkt durch sein Zupfgeigenspiel, durch Sang und Wanderungen ein in Eden in voller Blüte stehender Wandervogelverein in der Richtung der Erhöhung der Lebensfreude günstig ein.

Weiterhin machen das nahe Beieinanderwohnen, das nähere Sichkennen, die Pflege des Gesangs in der Schule, im Wandervogelverein und für die Erwachsenen im gemischten Chor und im Männergesangverein das Feiern gemeinsamer Feste möglich. An den Edener vier Jahresfesten nimmt die ganze Edener Bevölkerung aktiv teil. Wenn aber erst die rhythmischen Akkorde von der Musikstadt Hellerau her durch einsichtsvolle Zwischenträger verbreitet, auch in Eden anklingen werden, dann mögen die Edener Feste wohl noch mehr gleichgesinnte Fremde anziehen und auch die ganze Nachbarbevölkerung mit in ihren Bann fesseln. Das Festefeiern, so daß die ganze ansässige Bevölkerung mitmacht, müssen wir Deutschen erst wieder lernen. Seit Anfang der siebziger Jahre haben wir die Kunst verlernt, wirkliche Volksfeste zu feiern.

Man feiert in den vier Vierteljahren in Eden offiziell von der Kolonie aus vier Feste, das Jul- oder Weihnachtsfest mit einem Vorfest für die Kinder am Nikolastag, das Blütenfest, das Sommersonnwendfest und das Erntefest. Solche gemeinsam gefeierten Freudenfeste wirken ungemein ausgleichend auf etwa noch vorhandene und nie ganz überwindbare Abneigung. Wo eine Aussprache von Zeit zu Zeit bei solch festlich-fröhlichen Veranstaltungen erfolgt, da kann sich kein Gewitterstoff ansammeln. Wenn aber einmal das Wetter mit Hagelschlag, Dürre, Frostschäden und anderen Unbilden den Alten den Mut rauben will, Feste zu feiern, dann schlägt der Frohsinn der Jugend, die für derartigen Pessimismus Gott sei Dank noch kein Verständnis hat, durch und zieht die Alten mit in den Bannkreis der Fröhlichen.

Diese natürlich alkoholfreien Feste, mit den meistens sich anschließenden Tänzen, sind gesellschaftliche Ausgleichsfaktoren, die Eden nicht mehr entbehren möchte.

Ein weiterer ausgleichender Faktor sind die Vorträge wissenschaftlicher, künstlerischer, musikalischer und launiger Art, die von Edenern und auswärtigen Freunden recht zahlreich gehalten werden. Hierbei kommen Genossen und Genossinnen mit ihren freiwilligen Gaben und Talenten zu Ehren, die sonst vielfach unentdeckt geblieben wären und deshalb leicht sich in einen gewissen Oppositionsgeist verrannt hätten. Ein solches Vortragswesen löst manchen Leuten die Zunge, und das brauchen manche Menschen für ihr Glücksempfinden. Wer nichts recht versteht, meldet sich schon nicht zu derartigen Veranstaltungen, denn dann würde er ja ausgelacht. Diese mancherlei Zwischenveranstaltungen fesseln die Edener an den meisten Sonntagen an ihre Kolonie. Dadurch wird das Leben in Eden abwechslungsreich, interessant und bleibt doch billig. Kein spätes Nachhausekommen macht das Aufstehen am Morgen nach den Festen zu einem Fluch der Feste.

Eine Bücherei, ein Lesezimmer mit Zeitungen und Zeitschriften ist selbstverständlich vorhanden, auch ein Klavier und ein Harmonium, Instrumente, ohne die es ja heute schon nicht mehr geht, fehlen nicht. So können die Edener im Genossenschaftssaal oder auch im Privatsaale des Edener Erholungsheims, das Einheimischen und Auswärtigen das ganze Jahr geöffnet ist, der Tagesmühe enthoben, ihres Lebens froh werden, und das tun sie auch. Sie sind ja gerade so weit aus der gewohnten Umgebung hinausgeflüchtet, weil sich bis Eden der Strom der nur hier- und tabakfüchtigen Ausflügler noch nicht wälzt.

Der Sonnenbäder gibt es mehrere. Eigentlich ist jede Heimstätte eine Sonnenbadeanstalt. Ein bescheidenes Teichschwimmbad sorgt im Sommer für die Möglichkeit des Badens der Jugend, im Winter für deren Möglichkeit des Erlernens der Schlittschuhlaufkunst.

Für vegetarische Waisenkinder ist ein Kinderheim in Eden errichtet, aber noch wenig besetzt, ein Zeichen, daß es mit der Bedürftigkeit in Vegetarierkreisen nicht weit her sein muß. Es sind zumeist Waisen von Nichtvegetariern, die hier vegetarisch erzogen werden.

Die ganze Kolonie zeigt in ihrer Abgeschlossenheit einen selbständigen und selbstbewußten Charakter. Es wäre zu wünschen, daß sich Eden möglichst schnell ganz besiedelte, wozu etwa noch einmal soviel Menschen gehören würden, als jetzt darin wohnen. Alsdann könnten die Edener als Pioniere mit der Summe ihrer Erfahrungen neue ähnliche Kolonien im Vaterlande gründen und so den Erwartungen gerecht werden, die viele gerade auf Eden gesetzt haben.



henden  
r ent-

fflicher,  
aus-  
ommen  
ten zu  
ht sich  
ertrags-  
yen für  
icht zu  
Diese  
Sonn-  
elungs-  
r macht  
fe.

t selbst-  
umente,  
nen die  
olungs-  
ist, der  
h. Sie  
sich bis  
t wälzt.  
tte eine  
Sommer  
Möglich-

et, aber  
getarier-  
etariern,

igen und  
möglichst  
gehören  
Pioniere  
aterlande  
auf Eden



Bebauungsplan  
von Hellerau

Q

Q

das  
beleh  
Gart  
find,  
Sau  
Wer  
beisp  
eine  
sich

Q

ange  
glied  
zur  
häng  
Sied  
aus  
Auto  
Orga  
einem  
inner  
Helle  
auf  
Helle  
getret  
der  
macht  
neue



## Kapitel V.

# Die Gartenstadt Hellerau, eine Industrie- und Musikstadt.

Gartenstadt! Industriestadt! Musikstadt! Für gewöhnlich schließt sich das alles aus, nicht ein. Allenfalls noch haben uns die letzten Jahre dahin belehrt, daß es, besonders in England Industriestädte geben kann, die zugleich Gartenstädte sind. Und solche Tatsachen wirken dann, wenn sie erst geschaffen sind, auch auf die Ungläubigsten überzeugend. So wirkt auch die in der Hauptsache durch Herrn Karl Schmidt, den bisherigen Inhaber der deutschen Werkstätten für Handwerkskunst geschaffene Industriestadt Hellerau als Schulbeispiel der Möglichkeit von Gartenstädten in Deutschland. Aber nun gar eine mit einer industriellen Gartenstadt verbundene Musikstadt! Wie reimt sich das zusammen?

Nun, ganz einfach. Der abge sonderte und deshalb mehr auf sich selbst angewiesene soziale Organismus einer industriellen Gartenstadt hat eine gegliederte, und durch die Gliederung in sich harmonisch gewordene Gesellschaft zur Voraussetzung. Wo die anwesenden Bürger nichts sind, wie unzusammenhängende Einzelatome, die nur durch ihre Organisationen außerhalb der Siedelung notdürftig zusammenhängen und von solchen auswärtigen Stellen aus in ihrer Gesinnung und ihrer täglichen Handlungsweise bis zur Automatenhaftigkeit geleitet werden, da kann die Siedelung kein lebender Organismus sein. So kann sie eine äußerlich, weil von vornhinein nach einem bestimmten Plane angelegte, harmonische sein, braucht es aber deshalb innerlich noch lange nicht zu sein. Da sind denn die Leiter der Gartenstadt Hellerau, als sie erst durch die Güte und den Ruf ihrer Innenkunst in bezug auf Wohnungswesen auch materiell nach dem Umzug von Dresden nach Hellerau gesichert dastanden, der Verwirklichung eines fernen Ideals näher getreten. Sie wollten unserm Leben, das zum Teil gerade durch die Schuld der Industrialisierung so vieles von dem, was unser Leben erst lebenswert macht, so vieles von der Lebensharmonie und Lebensfreude verloren hatte, neue Lebensfreude zurückgeben. Sie wollten die in sich zerspaltenen Gesellschafts-

klassen wieder zwecks gegenseitigen Verständnisses näher bringen. Da lag es dann nahe, die edle Frau Musita als Ausgleichsfaktor und Bundesgenossin herbeizuholen. Mit deren Hilfe gedachten die leitenden Persönlichkeiten Sellaeraus dann wohl noch am ehesten der als Dissonanz empfundenen Klassenspaltung beizukommen, um danach die gesellschaftliche Harmonisierung Sellaeraus vollends herbeizuführen.

Und der Mann war da, der durch sein Genie und seine Beharrlichkeit es vordem in seiner Vaterstadt Genf fertiggebracht hatte, Musikschülern nicht nur musikalische Fertigkeiten beizubringen, sondern seine Schüler in die geheiligten Tiefen der Rhythmik einzuweihen. In der Rhythmik liegt der eigentliche Archimedespunkt, um von ihm aus das Leben zu beeinflussen. Dieser Mann, Jaques Dalcroze, war von der Macht der Rhythmik als eines Erziehungsmittels der Menschen, besonders junger Menschen derart überzeugt, daß er gemeinsam zu feiernde Volksfeste wieder für möglich hielt, sobald durch Rhythmus erzogene Menschen in großer Zahl daran teilnahmen. Dieser Musikünstler will den Rhythmus, der seit Jahrtausenden die Menschen befähigt hat, ihre Berufsarbeiten leichter, sozusagen „spielend“ zu bewältigen, auch insofern die Rolle eines sozialen Ausgleichsfaktors spielen lassen, als rhythmisch geschulte Menschen die Dissonanzen unseres Lebens so unerträglich finden werden, daß sie Abhilfe schaffen müssen.

Doch es hat mit der endgültigen Abhilfe aus sozialer Not bei uns noch einige Zeit. Aber immerhin sind industrielle Siedelungen wie Sellaerau und die rhythmische Siedelung Sellaerau Gebilde, die den ersehnten endlichen Ausgleich erleichtern, wenn auch nicht herbeiführen können.

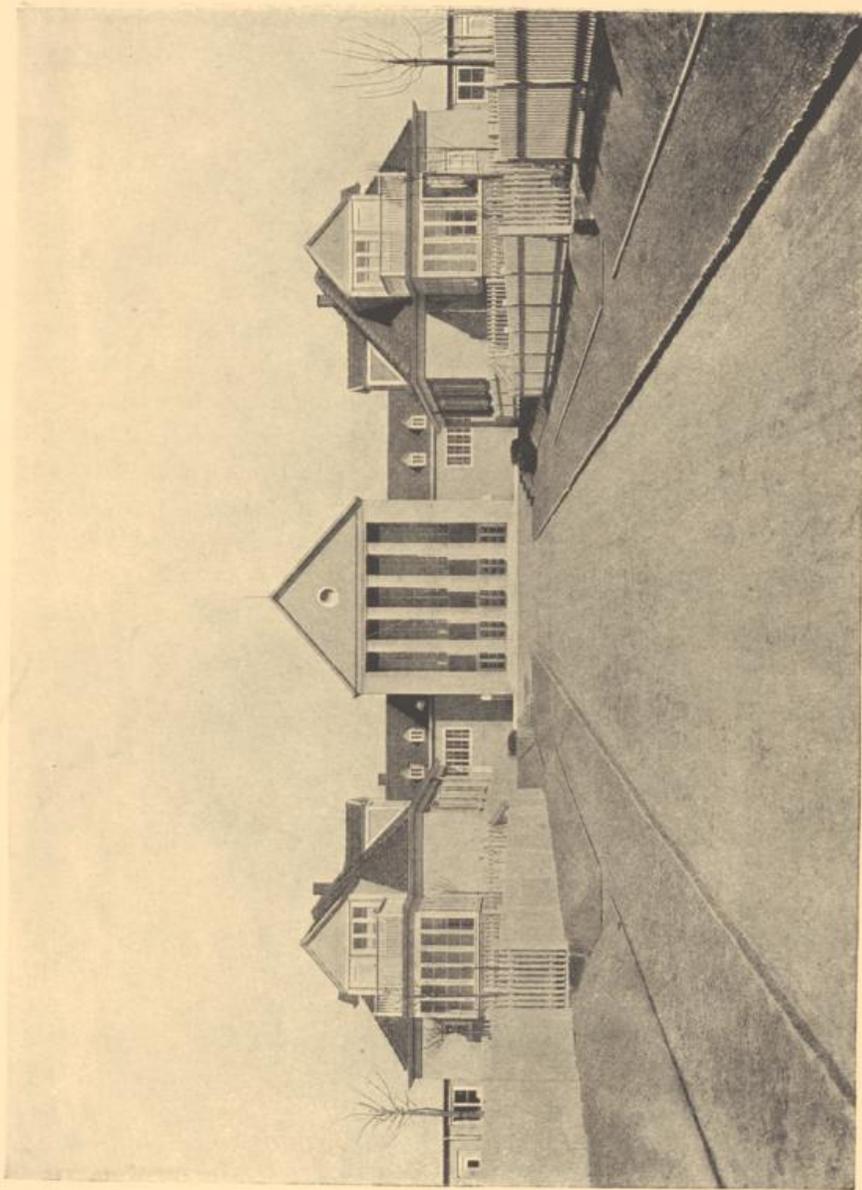
Wenn dann noch diese industrielle Siedelung sich in ihren Gelderwerbsmöglichkeiten durch nicht volle Ausnutzung der entstehenden Bodenrente freiwillig solche Beschränkung auferlegt, wie die Sellaeraus, und sich von ihren Angestellten für die für Garten- und Hausnutzungszwecke angelegten Gelder auf die Dauer nur als Höchstgrenze die Verzinsung zahlen läßt, wie die sparenden Arbeiter sie selbst auf jeder Sparkasse auch erhalten, so muß ein solches unwiderrufliches Vorgehen der Verwaltung bei allen geistig und sittlich halbwegs normalen Erwachsenen schließlich Vertrauen erwecken. Mag die Fabrik, und sie muß es, auf offenem Markte für ihre Möbelwaren Höchstpreise erzielen, natürlich auch nicht höhere, als die Konkurrenz es ihr erlaubt, den Fabrikangestellten, denen die Nahewohngelegenheit die arbeitsfreie Zeit erst wertvoll macht, kommt die Verwaltung mit ihren Maßnahmen der Bodenverwertung in einer Weise entgegen, wie Industriearbeiter solches vordem noch nicht am eigenen Leibe empfunden hatten. Wenn sich da die Leute im geheimen bei sich fragen, ob sie auch imstande wären, so auf Gewinnchancen zu verzichten, wie die Verwaltung Sellaeraus es nachkontrollierbar für jeden tut, so würde wohl mancher zu dem Entschluß kommen, das tätest du gewiß nicht.

lag es  
genossin  
chkeiten  
Klassen-  
elleraus

elichkeit  
n nicht  
die ge-  
egt der  
nflussen.  
mit als  
rt über-  
sobald  
Dieser  
hen be-  
ältigen,  
sen, als  
träglich

ns noch  
rau und  
en Aus-

erverb-  
nte frei-  
on ihren  
Gelder  
wie die  
muß ein  
und sitt-  
Mag  
a Höchst-  
erlaubt,  
reie Zeit  
Boden-  
dem noch  
e im ge-  
nchancen  
jeden tut,  
wif nicht.



Die Muststadt in Belleray

rhyt  
dazu  
etw  
aus  
bote  
gera  
voll  
Die  
gebi  
sein  
Hell  
ande  
  
num  
Tat  
aller  
nun  
  
Eise  
Sch  
schu  
welc  
Leist  
wend  
schaf  
und  
zu r  
besch  
73 t  
Länd  
Dres  
finde  
für  
indus  
sowe  
Wol  
aus  
dem-  
er G  
allge  
e

Wenn auf der anderen Seite der in der Musikstadt unentgeltlich erteilte rhythmische Unterricht die Jugend Helleraus, soweit sie sich freiwillig einstellt, dazu befähigt, aus sich in der besten Entwicklungszeit für Körper und Geist etwas Rechtes fürs spätere Leben zu machen und dieses Lernen fürs Leben aus freiem Willen und aus reiner Freude an dem im Unterricht selbst Gebotenen geschieht, so müßte eine solche Jugend, und müßten deren Eltern ja geradezu nichtswürdig sein, wenn das nicht auch jetzt schon in einer wohlwollenden Gesinnung gegenüber der Verwaltung zum Ausdruck käme. Gewiß! Die Hellerauer Werkstätten werden dereinst an einer so planvoll und gut ausgebildeten Jugend Erfskräfte bekommen, wie sie dem Betriebe nur erwünscht sein können, aber wer bürgt den Werkstätten dafür, daß diese Jugend die in Hellerau erworbenen Fähigkeiten später auch gerade in Hellerau und nicht anderswo bei der Konkurrenz gegen Hellerau verwertet?

Nach diesen mehr oder weniger prinzipiellen Erörterungen müssen wir nunmehr zunächst einiges, die Gründung dieser zwei Gartenstädte betreffendes Tatsächliches bringen, um das Ganze dem Leser anschaulich zu machen. Nach allen Richtungen hin und bis in die kleinsten Einzelheiten hinein ist hierüber nun wirklich Großzügiges und Erfreuliches zu berichten.

Ein Selbmademan in des Wortes bester Bedeutung, ein ehemaliger Tischler Herr Karl Schmidt, wurde aus kleinen Anfängen heraus der Schöpfer der deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden. Er schuf mit seltener Organisationsgabe ein großes gedeihendes Unternehmen, welches infolge vorzüglicher technischer, künstlerischer und kaufmännischer Leistungen einige Male vergrößert werden mußte. Wieder vor die Notwendigkeit gestellt, aus innerem Vergrößerungsdrange heraus ein Neues zu schaffen, setzte er nun mal sein Letztes und Bestes daran, etwas äußerlich und innerlich, etwas hygienisch und sozialpolitisch Einwandfreies ins Dasein zu rufen. Mit der großen Schwierigkeit der nun nötig werdenden Bodenbeschaffung für die neue Siedelung wußte er sich durch Überredung von 73 kleinen Besitzern einer Hügellandschaft 6 km nördlich Dresdens, deren Ländereien wegen des Vorgelagertseins der ausgedehnten Exerzierplätze den Dresdener Bodenspekulanten bis dahin ungenießbar geblieben waren, abzufinden. Er sicherte sich bei ihnen 130 ha Land zum Preis von 1 bis 1,50 Mk. für das Quadratmeter. Schmidt brauchte ja nicht nur für sein bedeutendes industrielles Unternehmen selbst Land, sondern auch, wollte er wirklich sich soweit vom bisherigen Wohnsitz seiner Leute entfernen, Bauland für deren Wohnungsbedürfnis in der Nähe ihrer neuen Arbeitsstätten. Darüber hinaus brauchte er Land für Villenzwecke, denn ohne Künstler gibt es kein Aufdemlaufenden-Bleiben, auch nicht in der Handwerkskunst. Dazu gebrauchte er Gartenland für die neuen Gartenstadtbewohner und schließlich solches zu allgemeinnützigem, vorläufig bis in die Einzelheiten noch nicht bekannten

Zwecken. Er wollte nun auch gleich auf eine gewisse Dauer Ruhe vor nachträglichen und nachteiligen Überforderungen seitens der Nachbarbesitzer haben, die doch schon durch die Anlage einer ganzen Stadt infolge dann leichteren Absatzes ihrer Produkte genug verdienen. Schmidt, der Meister der Innenraumkunst, hat also die Raumfrage sogleich meisterhaft gelöst.

Doch nun wurde das Ganze auch diesem starken Manne zuviel. Er verwandelte also sein industrielles Unternehmen in eine G. m. b. H., so daß sich auf dieser Geschäftsgrundlage andere wohlhabende Leute daran beteiligen konnten, ohne mehr zu riskieren als gerade das, was sie hineinsteckten. Nach Abschluß der Vorverhandlungen im Bodenankauf wurde nun neben dem industriellen Unternehmen die den Boden tatsächlich erwerbende Gesellschaft gegründet. Das ist die „Gartenstadt Hellerau G. m. b. H.“ Diese Gesellschaft erwarb im Jahre 1908 den Boden. Sie behält ihn zumeist selbst, um ihn auf die Dauer ganz im bodenreformerischen Sinne zu verwerten und jede zukünftige Privatpekulation darin auszuschließen. Der sich steigende Bodenertrag soll, nach Abzug einer einfachen 4%igen Verzinsung für die tatsächlich aufgewendeten Gelder, der ganzen Gartenstadt für deren Kulturzwecke zugute kommen. Die bodenbesitzende Gesellschaft, also die „Gartenstadt Hellerau G. m. b. H.“ hat nun einen Teil des Bodens zu Bauzwecken an das industrielle Unternehmen, mit gewissen Sicherungsmaßnahmen gegen spekulative spätere Ausnutzung, endgültig vergeben. Sie gibt andauernd Teile des Bodens zu Kleinhausbauzwecken an die sich mit dem Kleinhausbau besonders befassende „Baugenossenschaft Hellerau e. G. m. b. H.“ ab. Diese Genossenschaft gibt ihrerseits die von ihr errichteten fertigen Häuser und mitabgeteilten Gärten mietweise unter Zusicherung des Ausschlusses jeder Pachtsteigerung an die Einwohnerschaft weiter. Für kleinste Familienwohnhäuser mit Küche und Wohnzimmer unten, zwei Schlafzimmern oben, Keller, Waschküche und Bodenraum zahlt der Mieter nur 250 bis 260 Mk. jährlich. Vergleichsweise sei hier bemerkt, daß trotz solcher verhältnismäßigen Billigkeit des Bodens die jährliche Gartenpacht doch 18 Pf. pro Quadratmeter, gegenüber einer solchen von 1 bis 1½ Pf. in Eden, beträgt.

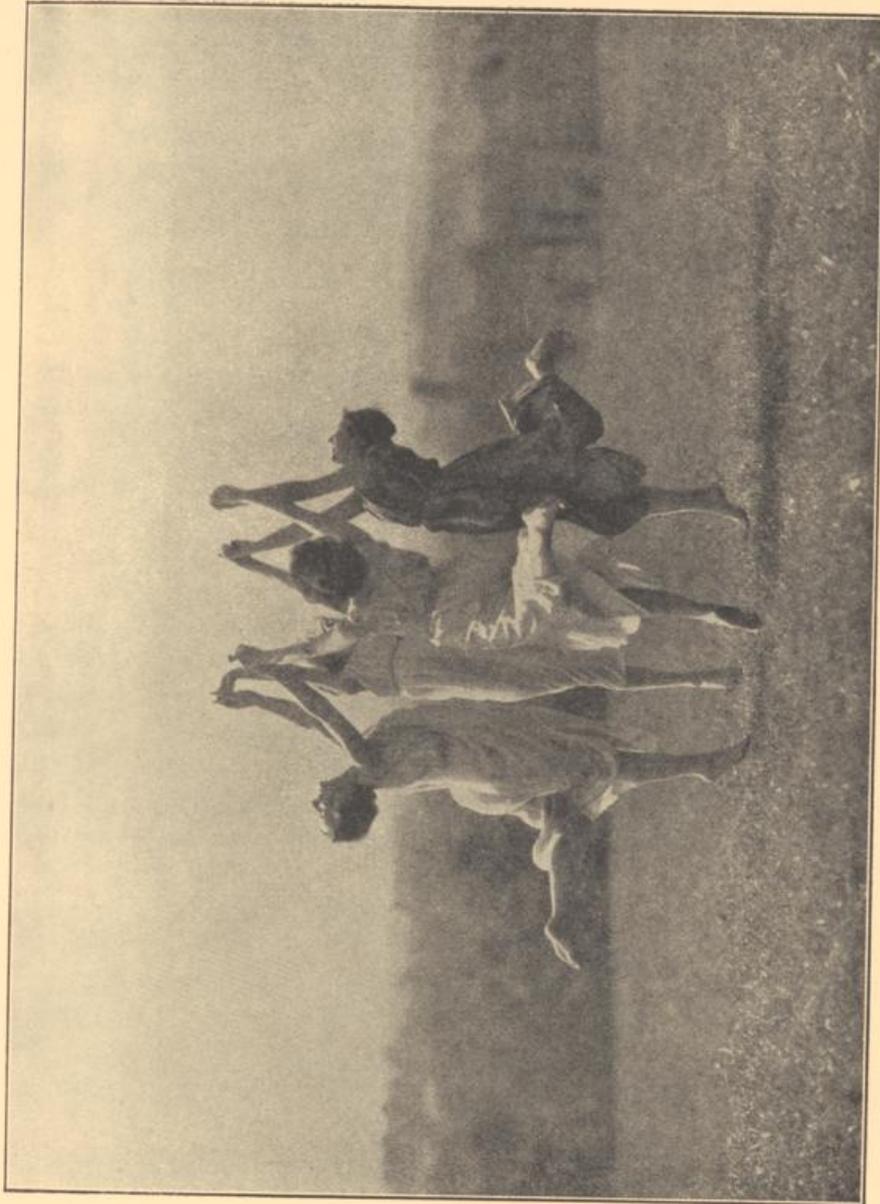
Über die ziemlich komplizierten Verträge, die die Boden besitzende Gesellschaft mit den Erwerbern von Landhäusern abschließt, kann man Näheres und überhaupt sehr Lesenswertes in zwei Büchern nachlesen. Das eine hat die Gartenstadt Hellerau selbst in ihrem Verlage, sehr schön illustriert zum Preise von 1 Mk., das andere vorzüglich orientierende, schon erwähnte Buch hat die deutsche Gartenstadtgesellschaft Schlachtensee unter dem Titel „Die deutsche Gartenstadtbewegung“, in dem Hellerau ein besonderes Kapitel gewidmet ist, zum Preise von 2,50 Mk. erscheinen lassen.

Nach dieser sich auf das Allernotwendigste beschränkenden Bekanntgabe der bodenrechtlichen Grundlagen Helleraus, Grundlagen, die ohne die vor-

ie vor  
besitzer  
dann  
er der  
gelöst.  
l. Er  
so daß  
eiligen  
Nach  
a dem  
llschaft  
Gesell-  
st, um  
id jede  
Boden-  
sächlich  
zugute  
ellerau  
n das  
ulative  
le des  
sonders  
nossen-  
eteilten  
gerung  
Küche  
he und  
hweise  
Bodens  
r einer

Gesell-  
näheres  
ine hat  
ert zum  
e Buch  
l „Die  
itel ge-

mtgabe  
die vor-



Darstellung aus einer Schulübung

ang  
der  
Ed  
Hel  
W  
stet

geh  
Te  
tra  
R.  
Fa  
sint  
Ed  
ähr  
ästl  
aus  
ma  
Ab  
sich  
hat  
ist  
stei  
Ve  
tan  
süd  
qui  
wa  
sein

das  
seh  
Ed  
keit  
Et  
an  
syn  
die  
W  
hon  
gef

angegangene deutsche Bodenreformbewegung ganz undenkbar, mindestens in der Praxis ganz unmöglich gewesen wären (so steht jeder wieder auf den Schultern seiner Vorgänger), möge einiges zum architektonischen Aufbau Helleraus gesagt sein. Hier unterstützen nun die Bilder in willkommenster Weise das gedruckte Wort, ja ersetzen schließlich einigermaßen einen sonst stets lohnenden Besuch der Gartenstadt selbst.

Dem Ganzen merkt man es sofort an, daß hier von Anfang an ein Plan geherrscht haben muß. Diese Anlage ist einem ordnenden, allen tatsächlichen Terrainverhältnissen, allen innerlich begründeten Forderungen rechnungs- tragendem Künstlerkopfe entsprungen. Hier hat Baumeister Professor R. Niemerschmid, München, ein Meisterwerk der Baukunst geschaffen. Ob Fabrikgebäude, ob Reihenhäuser, ob Geschäfts- oder Landhäuser errichtet sind, einen einheitlichen, spezifisch Hellerauer Charakter tragen sie alle zur Schau. Sie zeigen, wenn man so sagen darf, alle eine gewisse Familien- ähnlichkeit. Deshalb befriedigt auch das ganze Stadtbild jeden Beschauer ästhetisch so sehr, trotzdem es erst zeigen kann, was es schließlich einmal, ganz ausgebaut, werden will. Aus Raum- und Materialsparsamkeitsgründen hat man von einem ausschließlichen Einzelhausbausystem Abstand nehmen müssen. Aber im Rahmen des Reihenhaussystems hat doch jeder Bewohner sein Haus für sich. Es gibt nur wenige Häuser für mehrere Familien zugleich. Im allgemeinen hat jede Familie ihr Haus für sich verschließbar und unkündbar. Der Mieter ist rechtlich gesichert, er darf sich ruhig als Besitzer seines in der Miete nicht steigerungsfähigen Eigenheimes fühlen. Ihm kann man, solange er seinen Verpflichtungen nachkommt, nicht kündigen. Er selbst aber bleibt frei und kann kündigen, sobald er sich für seine Tätigkeit ein anderes Arbeitsfeld suchen will. In Hellerauer Mietkontrakten gibt es nämlich keinerlei Ver- quickung von Werk- und Mietvertrag. Man darf das seitens der Ver- waltung sich leisten, denn man ist sicher, daß im allgemeinen die Leute froh sein werden, eine Bleibe fürs Leben zu haben.

Die Art, wie der Künstler die Straßenzüge und Hausbauten den durch das hügelige Gelände eigentlich vorgezeichneten Formen angepaßt hat, wirkt sehr wohltuend auf das moderne Auge, das sich in den heutigen Städten auf Schritt und Tritt ästhetisch geradezu angewidert fühlt. Bei aller Geschmeidig- keit in bezug auf die gewählten Formen liegt doch eine gewisse architektonische Strenge in dem Ganzen. Jedes Gebilde hat sich dem Charakter des Ganzen anpassen müssen. Hier gibt es „kein Haus an sich“. Hier gibt es nur symmetrisch geordnete Stadtteile der Gartenstadt Hellerau. So sind z. B. die fast alle mehr oder weniger gekrümmten Straßenzüge keine baumeisterlichen Willkürlichkeiten, sondern erscheinen fast wie Natürlichkeiten. Der Not ge- horchend, nicht dem eigenen Trieb hat der Künstler hier von innen heraus- geschöpft und geformt. Nachdem sein Auge alle Grundtatsachen in sich auf-

genommen und mit den Ansiedlungsbedürfnissen der verschiedenen Kreise in Einklang gebracht hatte, hat er nur dem Ausdruck geben können, was vorher Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er hat eben als Künstler nicht anders als künstlerisch handeln können von innen heraus.

Für das wirtschaftliche Gedeihen Helleraus kann man sich wohl einer gewissen Zuversicht hingeben, denn wo einmal ein wohlervorbener und wohlbegründeter Ruf für gewisse, stets zu des Lebens Notwendigkeiten gehörende Fabrikate, wie es Wohnungsausstattungen von den einfachsten bis zu den luxuriösesten darstellen, gesichert ist, da ist stets Umsatz. Da ist auch Verdienst, denn da ist die Konkurrenz immer nur eine beschränkte. Da beschränkt sich die Konkurrenz auf Leute, die gleich den Inhabern der Hellerauer Werkstätten mindestens etwas, meistens sehr vieles zu verlieren haben. Solange uns der Nachwuchs in Deutschland nicht verloren geht, wird es stets heiratslustige Leute geben. Diese Leute gebrauchen eben für ihre Bedürfnisse Befriedigung, und sind geneigt für deren Befriedigung zu arbeiten, um sich mit dem Arbeitslohn fürs Leben behaglich einzurichten. Indem so Hellerau stets einem gefühlten Bedürfnis nachkommt, und technisch, künstlerisch und kaufmännisch sich auf seiner Höhe hält und in bezug auf behagliche Bodenverhältnisse sich seinen gewonnenen Vorsprung vor seinen Konkurrenten gut gesichert hat, darf es hoffen zu bestehen und dem werdenden neuen Deutschland immer mehr ein nachahmenswertes und beweiskräftiges Vorbild zu werden.

Aus solcher erfolglicher in die Zukunft schauenden Grundstimmung heraus hat sich denn auch das selbst noch so junge Unternehmen einer Aufgabe aufgeladen dürfen, die, wäre sie von wirtschaftlich weniger starken Naturen in Angriff genommen, als eine Tat des Leichtsinnes erscheinen müßte. Gewiß Hellerau hatte nun einmal den Boden auch noch für eine Musikstadt neben der industriellen Gartenstadt an sich gebracht. Wenn auch gewiß mit reichlich auswärtiger Hilfe erbaut, so ruht doch ein großer Teil der Verantwortung für das Wagnis der Erbauung der Musikstadt auf Helleraus Schultern. So etwas wie eine Million für ein noch nicht dagewesenes Neues zu wagen, das heißt doch sich sehr kraftstrotzend fühlen, oder sehr zahlungswillige Gönner hinter sich haben, oder in dem Neuen etwas so Auswirkungsmögliches zu sehen, daß es gleich dem industriellen Unternehmen für das deutsche Volk und dessen Bedürfnisse eben auch einfach eine Lebensnotwendigkeit darstellt und deshalb über kurz oder lang das hineingesteckte Geld wieder einbringen muß. Von außen her ist es schwer zu beurteilen, welche Gedanken die Leiter des Gartenstadtunternehmens bewogen haben zuzugreifen, als sich die Gelegenheit bot, den Künstler des Rhythmus Jaques Dalcroze nach Hellerau zu ziehen.

Dalcroze, ein Teilerlöser von den Anzulänglichkeiten unseres Lebens, war seinerseits schnell entschlossen, Helleraus Angebot der Übersiedlung und Ansiedelung anzunehmen, zumal ihm hier zur Ausführung seiner hochgehenden

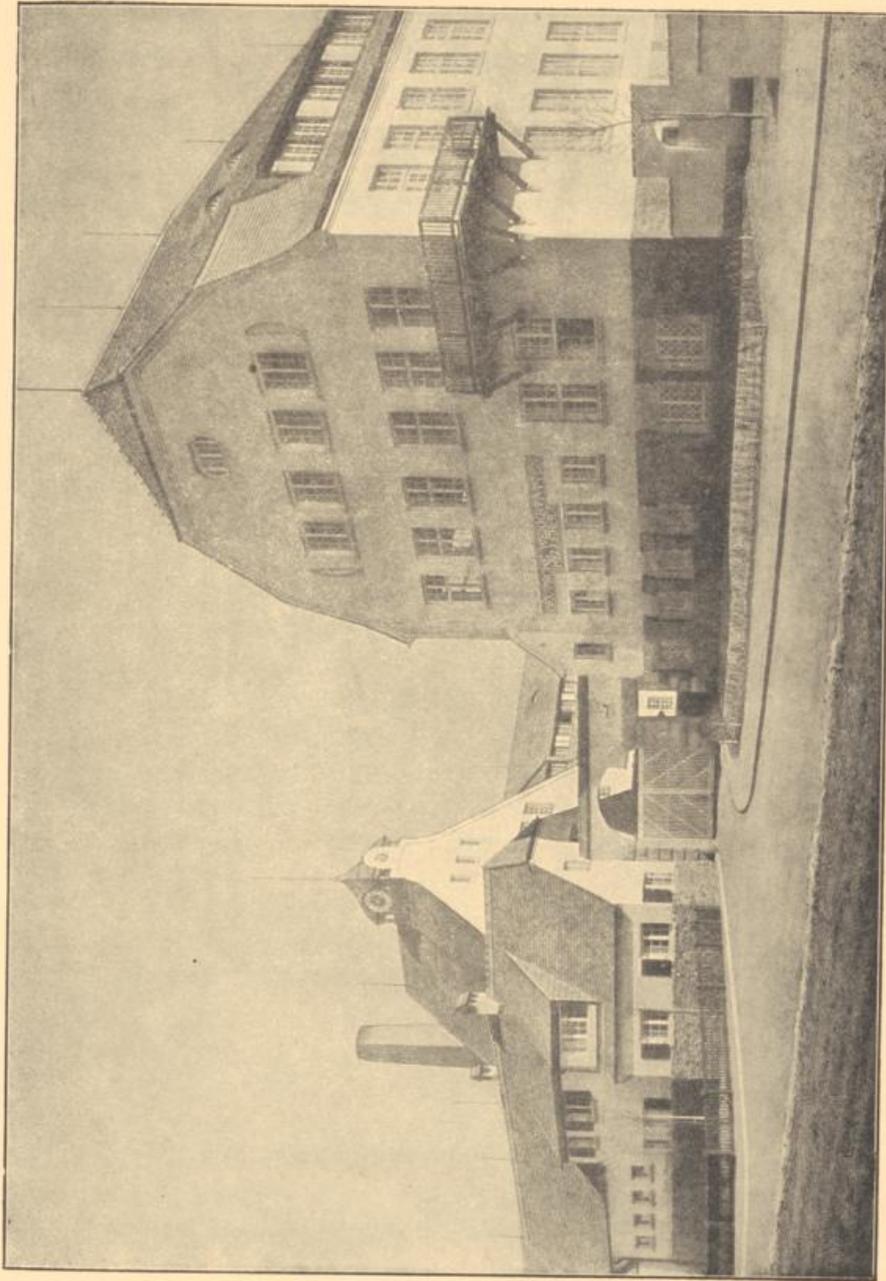
Pläne ein über alle Erwartungen hinaus liegendes tiefes Verständnis und eine mächtige Hilfe für die Verwirklichung seiner Pläne entgegengebracht wurde. Statt einer voraussichtlich viel Geld einbringenden Musikschule in Berlin, zu der er die Möglichkeit hatte, zog er Hellerau vor, weil er fühlte, daß vorläufig nur diese Siedelung in der Lage sei, den Rhythmus wie er es nennt, „zur Höhe einer sozialen Institution zu erheben“. Der eigentliche Veranlasser der Gewinnung von Dalcroze für Hellerau ist Herr Dr. Wolf Dohrn in Hellerau. Er hat hier bei seinem Griff mit sicherem Blick in die Zukunft geschaut, dieser weitsichtige, es sei das triviale Wort einmal gestattet, „manager“ von Dalcroze. Dohrn ist Geschäftsführer der Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze, wie die eigentliche Firma heißt.

Über die erst seit Frühjahr 1912 fertiggestellte Bildungsanstalt selbst ist es schwer bei der Neuheit des ganzen Unternehmens ein Urteil abzugeben. Eine Beschreibung der Ende Juni und Anfang Juli 1912 vom Verfasser zum Teil miterlebten Schulfeste führt auch nicht zum Ziele. Da heißt es schließlich immer und immer wieder noch tiefer bohren bis dahin, wo sich Biologisches und Geistiges im Menschen vermählen.

Die Ströme und Kräfte, die für uns in letzter Linie unkontrollierbar in bezug auf Ursprung und Wesen unsere Welt durchfluten, durchziehen auch uns selbst. Wir sind ja schließlich auch nur Pflanzen im Garten der Natur, Pflanzen, die wohl einen gewissen Aktionsradius haben und nicht gerade an ihren Stammort gebunden sind, die aber wohl an all die Gesetze gebunden bleiben, denen das tote und lebendige All unterliegt. Wenn nun an solchen Kraftströmen mehr durch den Menschen hindurchzieht, als er zum nackten Lebensunterhalt gebraucht — und das wird besonders bei der Jugend stets der Fall sein, da sie ja doch dem Kraftüberschuß der Eltern ihr Dasein verdankt —, so handelt es sich um Vorratskräfte. Solche können nur eine Zeitlang aufgestaut werden, dann aber müssen sie verbraucht werden, sonst leidet ihr Träger unter dem nicht rechtzeitigen Verbrauch. Diese Kraftstauungen, die wir als Lebensreize empfinden, kann man nun durch weise, durch naturgemäße Ausbeart dem Organismus nutzbar machen; man kann ihn weiter damit kräftigen und ihn schließlich unter weiser Benutzung dieser inneren Triebkraft zu bewußt ausgeführten Höchstleistungen befähigen. Leider aber kann der Mensch auch einem Kräfteverbrauch huldigen, der mit dem Lebensziel und dessen Auswirkungswesen nicht in Übereinstimmung steht, der arhythmisch, und daher Lebenskraft zerstörend wirken muß. Der Mensch ist so schließlich ein Kraftakkumulator und Kraftumschalter. Dabei ist es wichtig, daß das Kräftebudget in Einnahme und Ausgabe das dem jedesmaligen Zustande des Organismus zuträgliche Maß, mindestens für gewöhnlich wahr, sonst „brennen die Sicherungen durch“. Dann wird aus Kraft Schwäche, aus Gesundheit Krankheit, aus Rhythmus Arrhythmie, aus Lebenslust Pessimismus.

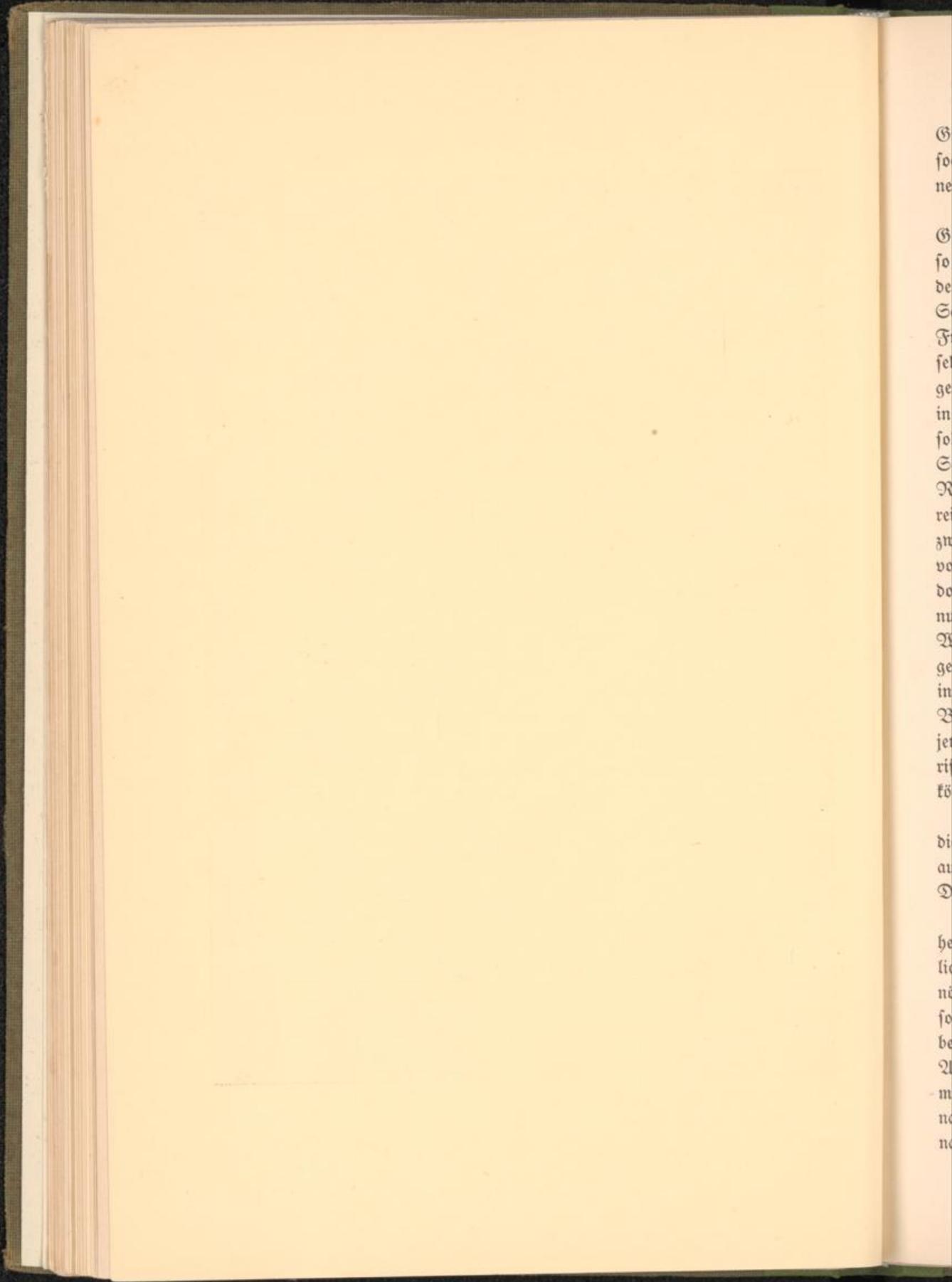
Hier setzt nun Dalcroze mit seinen Forschungen und glücklichen Lösungen ein. Er beweist, am leichtesten ist ihm das bei zarter und gesunder Jugend, daß der Rhythmus die unser Leben ordnende Macht ist. Wer sich dieser Macht anheimgibt, dem lösen sich so beseligende Kräfte aus, daß er seines Lebens besonders froh wird, weil er mit Hilfe dieses Rhythmus sein Leben meistern lernt. Ein solcher Mensch macht aus seinem lebendigen Leibe einen gefügigen und willig Befehle ausführenden Diener seines Geistes. Und das ist das Neue, was Dalcroze uns gezeigt hat. Solcher Rhythmus geht gleichartig und deshalb gleichartige harmonische Bewegungen bei allen Hörern auslösend durch die Allgemeinheit gleichgestimmter Menschen. Je biologisch gleichartiger die Menschen sind, desto gleichartiger, desto machtvoller muß natürlich die Kraft durch alle hindurchgehen, welche, weil sie die gleichen Eindrücke von der Musik empfangen, in ihren gleichen Bewegungen zum Ausdruck bringen müssen. Wenn dann noch neben der biologischen Gleichartigkeit die auf gleich hohe Ziele hin gerichtete Seelenstimmung eine gleichartige ist, so muß der sie alle beseligende Rhythmus schließlich Nationalkräfte auslösen, mit denen die Gesellschaftskünstler, also in letzter Linie die Politiker später Großes durchsetzen können. So muß uns die Dalcrozsche Methode auf die Dauer mit zu dem uns noch so sehr fehlenden Volkssolidaritätsgefühl verhelfen. Er soll nur die Jugend Stimmung lehren und sie lehren, solcher Stimmung würdigen Ausdruck zu geben. Dann soll schon bald die Jugend die Alten zu neuen Taten mit fortreißen. Dann werden wir es zunächst einmal wieder lernen, wirkliche Volksfeste zu feiern, bei denen alle mit Leib und Seele und zwar tätig nicht nur passiv mit dabei sind. Wer es mit hat erleben dürfen wie bei den Hellaauer Schulfesten kaum schulpflichtige Bürschchen nach dem Takt der ungesehenen Orchestermusik mit dem Taktstock Hunderte von Sängern und Sängerinnen geradezu meisterhaft, weil so selbstsicher, dirigieren, der merkt sofort, welche Ströme schon durch solch kleine Buben fluten und sie einfach zu ausführenden Werkzeugen ihrer tonangebenden Befehle machen. Hier in der Hellaauer Musikschule haben wir es mit einem ganz Tiefen, Großen und Zukünftigen zu tun, mit einem echten, alten und nun wieder vollstimmlich gewordenen Volksgesundungs-, Volksbildungs- und Volksbindungsmittel. Ein solches Fest muß man erlebt haben; es war unbeschreiblich schön. Das gibt einem neuen Lebensmut, wieder an die Zukunft seines Volkes zu glauben, das solch einen solcher Künstler von Gottes Gnaden sofort versteht und ihm bei sich eine Heimat und Wirkungsstätte bereitet.

Wer sich über Dalcroze und sein Werk eingehender unterrichten will, als das im Rahmen eines solchen Aufsatzes möglich ist, der greife zu einem kürzlich erschienenen Buche „E. Jaques-Dalcroze. Seine Stellung und Aufgabe in unserer Zeit“ von Karl Stord. Dieses Buch ist im Verlage von



Sellaerau. Fabrik der „Deutschen Werfstätten“

ngen  
gend,  
dieser  
eines  
Leben  
einen  
das  
geht  
allen  
Ze  
nacht-  
ie die  
ngen  
ischen  
eine  
ional-  
ie die  
ozsche  
Bollks-  
and sie  
schon  
werden  
denen  
sind.  
kaum  
if mit  
erhaft,  
durch  
ihrer  
haben  
einem  
ungs-,  
erlebt  
asmus,  
solcher  
deimat  
ill, als  
einem  
d Auf-  
ge von



G  
fo  
ne  
  
G  
fo  
de  
S  
F  
fel  
ge  
in  
fo  
S  
R  
rei  
zu  
vo  
do  
nu  
N  
ge  
in  
B  
jet  
rif  
fö  
  
di  
at  
D  
  
he  
lic  
nä  
fo  
be  
N  
-m  
ne  
ne

Greiner und Pfeiffer in Stuttgart zum Preise von 2,50 Mk. reich illustriert soeben erschienen. Darin sieht man Dalcroze, seine Schüler und Schülerinnen nebenbei in prächtigen Bildern.

Dem Äußeren der Hellerauer Musikschule merkt man es an, daß sie Gönner hat und zwar sehr reiche Gönner. So schlicht, so hoch, so schön, so ganz im Dienste der Idee aufgebaut hat hier, wenn wir einmal Schmidt den ersten, Dalcroze den zweiten Selmademan nennen dürfen, ein dritter Selmademan, hat der Architekt H. Tessenow, ein Mecklenburger, seinem Freunde Dalcroze eine Wirkungsstätte erbaut, wie es gewiß Meister Dalcroze selbst niemals vordem zu hoffen gewagt hatte. Dalcroze gebrauchte außer gewissen Nebengebäuden für Schulungs-, Unterkunfts- und Wirtschaftszwecke in der Hauptsache nur vier sehr große lichtdurchflutete Wände und eine ebensolche Decke. Tessenow schuf sie ihm in der jeden ersten Beschauer mit ihrer Schlichtheit geradezu verblüffenden Haupthalle. Tessenow schuf eben nur Raum. Phantasiereich, aber so ganz zweckerfüllend und deshalb so phantasiereich, so steht auf windiger höchster Höhe Helleraus der stolze Neubau, der zweite Mittelpunkt Helleraus, da. Der Aristokrat auf dem Berge schaut von seiner stolzen Höhe auf den Schornsteindemokraten der Industriestadt dort unten herab. Der Aristokrat, der seinem inneren Gesetz folgend stets nur das Ganze im Auge hat, und der dem von ihm innerlich geschauten werdenden in Treue dient, weiß es ganz gut, daß er des materiellen Fußgestelles industrieller Betätigung zum eigenen Leben bedarf. Aber alle in industrieller und auch in aller landwirtschaftlichen, ja überhaupt in wirtschaftlicher Betätigung Aufgehenden sollten es endlich einsehen lernen, daß sie allenfalls das jetzige unharmonische Leben notdürftig erhalten, aber ohne die neuen schöpferischen Innenkräfte niemals zu harmonischer Gesamtwirkung zusammenfassen können.

Unsere Bilder vermögen es auch aus der Ferne sich eine gute Ansicht dieser zweierlei Gartenstadt zu bilden. Aber ein Besuch Helleraus wird sich außerdem stets als lohnend erweisen. Eine elektrische Bahn führt von Dresden nach Hellerau.

Die Aufgabe, die hier nun Dalcroze auszuführen gestellt ist, muß ihn heben, muß ihn, den sowieso gut erzieherisch veranlagten Mann zum wirklichen Erzieher seiner Schüler und Schülerinnen machen. Zucht ist hier nötig. Denn verhehlen wir uns nicht, es liegt eine Gefahr darin, daß eine so zahlreiche, vorläufig noch aus aller Herren Länder zusammengesuchte Jugend beider Geschlechter, die in der Vollkraft ihrer Jahre steht, hier in dreijähriger Ausbildungszeit bei gewiß viel freier Zeit aufeinander angewiesen ist. Hier müßte im Interesse der Jugendbildung bald eine Sonderung, wenn auch nicht nach Nationalitäten, so doch mindestens nach sich einigermaßen in Gesinnung nahestehenden Völkerguppen eintreten. Nur so kann ein harmonisches Innen-

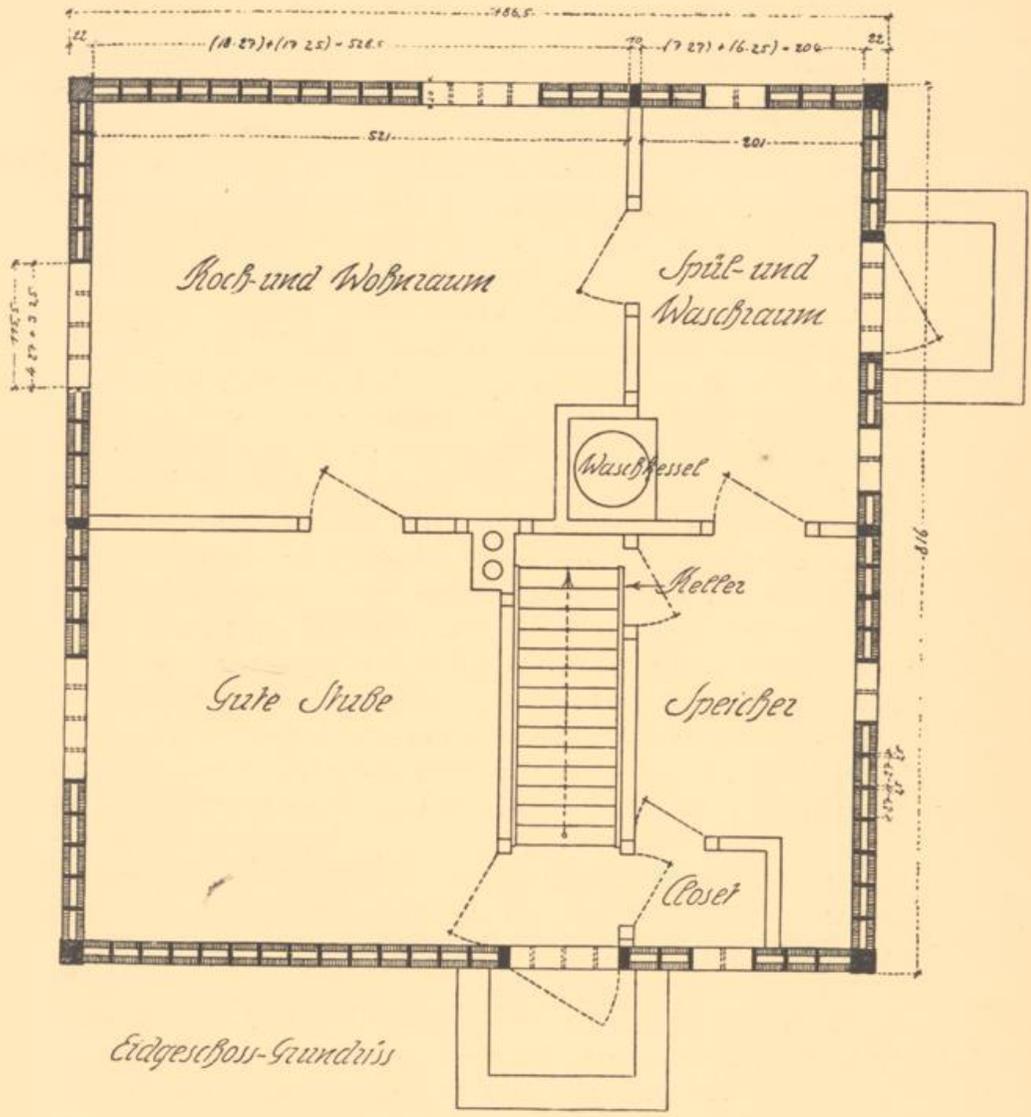
leben, das wir das religiöse nennen, das stets wirksame Erhaltungsmittel für die Reinheit und Keuschheit gerade dieser jungen Leute bleiben. Sollen sie doch demnächst andere als Charaktere wieder die Lebensleiter hinaufführen helfen.

Festumschließende Bande brauchen wir wieder, und je mehr äußere Freiheit wir im Interesse guten Gelingens der ganzen Sache in bezug auf Umgangsformen und Kleidung in Hellerau geben müssen, desto kräftiger müssen wir die Menschen innerlich binden, so daß sie gar nicht anders können, als sich als Werkzeuge an einem großen Werke mitzuempfinden, an einem Werke, auf dessen Gelingen hin auch sie ihr Bestes einzusetzen haben.

Und nun noch ein Wort zu dem Tempelbaumeister Tessenow. Er hat das Leben in seinen Tiefen kennen gelernt. Er begann als Maurer, wurde Mauerpolier, stieg auf zum Baugewerkschüler, wurde Schüler unserer besten modernen Baumeister und schließlich auch Architekt von Hochschulgnaden. Und doch wird es bei ihm die Hauptsache stets bleiben, er ist, das sieht man seinem Werke an, und er war von allem Anfang an ein Künstler von Gottes Gnaden. Er, ein Sohn Mecklenburgs, dieses typischen Ländchens der ganz großen und der ganz kleinen Leute, hat aber neben dem Großzügigen, das er in diesem Musikbau geliefert hat, den dankbaren Sinn des Wirkens für die ganz kleinen Leute nicht verloren. Aus diesem Wohlwollen heraus baute er in Hellerau zur Probe einige Arbeiterhäuser, die noch schlichter sind wie die gewiß einfachen Arbeiterhäuser Riemerschmids. Tessenow setzt vier glatte Wände hin, durchlocht sie so weit wie Tür und Fenster es nötig machen, und setzt auf das Ganze ein schlichtes Schusdach. Eine besondere Erfindung von ihm ist es, daß seine Außenwände hohl sind und so als Wärmesparer für die darin wohnenden wirtschaftlich Schwachen wirken. Das Notwendige gibt er reichlich, sonst aber spart er bis zum Hausbaupuritanismus. So möge er bleiben, dieser Baukünstler für das Höchste und Niedrigste an Bauwerken. Von ihm können noch viele lernen. Das, was er in Hellerau lieferte von seinem Können, ist einfach genial.

Nach dieser Herausmeißelung der zwei Lebenspole von Hellerau können wir jetzt zu dem gemeinsamen Hellerau, zu seiner Bevölkerung übergehen. Vorläufig haftet den meisten Einwohnern noch viel Atomenhaftes an. Sie sind Einzelmenschen, und soweit sie überhaupt Gruppen bilden, liegen die Zentren dieser Gruppen nicht in Hellerau selbst, sondern bestehen in den Organisationen, deren Mitglieder sie längst waren, ehe sie nach Hellerau umzogen. Noch kaum akklimatisiert, kaum noch das Bedürfnis inniger Annäherung fühlend, weil die alten Organisationen, politische wie wirtschaftliche, alte Parteigebilde wie Konsumvereinsliche Wirtschaftsreformen für sie noch die allein maßgebenden alten geblieben sind. Wer führt einmal diese neuen Bürger zum gegenseitigen Verständnis, zum Verständnis dessen zusammen,

für  
 r sie  
 hren  
 iheit  
 ngs-  
 wir  
 als  
 berke,  
 hat  
 wurde  
 besten  
 aden.  
 man  
 von  
 chens  
 droß-  
 des  
 wollen  
 ichter  
 feht  
 nötig  
 ndere  
 als  
 Das  
 mus.  
 te an  
 llerau  
 innen  
 gehen.  
 Sie  
 n die  
 den  
 um-  
 An-  
 tliche,  
 ch die  
 neuen  
 amen,



Erdgeschoss-Grundriss  
 eines Hellaer Hauses

de  
D  
br  
E  
  
at  
fa  
ne  
fic  
E  
G  
st  
si  
un  
ha  
fö  
he  
ja  
flo  
or  
Fu  
ein  
sta  
for  
bet  
Er  
geg  
B  
  
in  
ten  
fin  
all  
B  
he  
dor  
der  
Re  
Ze  
ein  
Lei

daß es ohne einen Hellerauer Bürgerfenn schließlich doch nicht gehen wird? Wo ist der Gesellschaftskünstler, der hier den sozialen Ausgleich zustande bringt? Wo ist der Generalnenner, auf Grund dessen man die verschiedenen Teilmenschen, man möchte sagen Menschenbrüche demnächst addieren kann?

Hierzu fehlt uns nun das, was Hellerau noch nicht geschaffen hat, wohl auch aus sich heraus, auch nicht mit all seinen materiellen Mitteln schaffen kann, denn das Gesuchte fehlt uns Deutschen eben allen noch. Es fehlt uns noch der deutsche geistige Generalstab. Es fehlt uns die Gruppe von sich gegenseitig ergänzenden Männern und allenfalls auch Frauen, die, alle Exaktheit der Wissenschaft in Ehren, an ihrem exakt funktionierenden Gerechtigkeitsgefühl ein weit über die vorgeschützte Exaktheit national-ökonomischer Wissenschaft hinausliegendes Ausgleichsmaß der Gegensätze in sich selber tragen. Es müßten Leute sein, die das gesellschaftliche Oben und Unten gleichgut kennen, weil sie in beiden Teilen gelebt und gewirkt haben, und schließlich, als ginge sie der ganze soziale Streit von heute persönlich gar nichts mehr an, aus einer gewissen gesellschaftlichen Vogelperspektive herunter die in den Dingen selbst liegende und deshalb eigentlich vorgeschriebene, ja gesetzmäßige Ordnung der Volkswirtschaft, der Politik und des Rechts klar erkennen. Diese neue Ordnung schafft uns erst den eigentlichen Volksorganismus, ermöglicht uns erst die rhythmische Belebung und das politische Funktionieren dieses Volksorganismus. Diese Ordnung muß einmal mit einer gewissen Durchschlagskraft des Geistes, wie der deutsche geistige Generalstab sie darstellen wird, den Volksorganismus nicht nur zum Feste feiern, sondern auch zur Durchführung nächster und fernster politischer Aufgaben befähigen. Der deutsche geistige Generalstab muß uns der große völkische Energiesparer werden, damit wir unsere Kräfte nicht unnützlich in Klassenkämpfen gegeneinander nutzlos zerreiben, sondern den Kraftüberschuß ausschließlich im Volksdienste und damit letztlich im Gottesdienste verwenden lernen.

Dieser zu schaffende deutsche geistige Generalstab braucht sein Heim nicht in Hellerau zu haben. Er braucht auch für seine Zwecke keinen Millionentempelbau. Ein bescheidenes Haus, in dem täglich zehn Männer sich einfinden, sich verständigen und die Spitzen aller ehrlich suchenden Organisationen allmählich als ihre Schüler aufnehmen, um sie in den heiligen Geist der Volksolidarität einzutauchen, das genügt vorab. Je näher diese Schule den heute maßgebenden politischen Gewalten liegt, desto günstiger liegt sie. Denn dorthin muß diese Vereinigung allmählich ihre Fäden hinüberspinnen. Aus dem Alten heraus muß sich das Neue, nach außen hin unsichtbar, wie der Keim in der Erde entwickeln, dann erst ist die Möglichkeit gegeben, daß die Zeit kommt, und jeder fühlt sie muß jetzt kommen, wo sich ein politisch geeintes Volk sich seine innere Volksolidarität erkämpft, nicht gegen die heute Leitenden, sondern mit ihrer Hilfe. Dann werden es auch die Leitenden

lernen, Opferbereitschaft zu zeigen, wenn sie diese dort sehen, wo sie sie bis dorthin gar nicht erwartet hatten, im Volke, das doch immer noch „aus dem Dunkeln ins Helle strebt“.

Wenn deshalb, wie Dr. Albert Ritter, einer unserer heutigen Religionsphilosophen, es in seinem Buche der Noismus darlegt, die Einheit Mensch aus den so wesentlich verschiedenen drei Bestandteilen Körper, Leben und Geist besteht, so mag uns das industrielle Hellerau wohl ein Vorbild abgeben für eine die Leiber stofflich erhaltende Wirtschaft und mag das musikalische Hellerau diesen Leibern das leistungsfähige Leben sein. Das dritte Element, der Geist, bedarf keiner bleibenden Stätte. Er ist da überall später, wo Deutsche an ihrem Ideal, einer kommenmüssenden Volkssolidarität mit Einsicht und Treue arbeiten.

Die gesuchten Männer für den deutschen geistigen Generalstab sind nun längst da. Die von so vielen vergeblich gesuchten Gesellschaftsgesetze sind seit Jahren gefunden. Wer aber versteht diese Männer heute im arhythmischen Gewirre der Parteistimmen? Die Parteiarhythmie verhindert das tiefe Verständnis für ihre Werte. So bleiben diese Männer von der Menge der noch auf Parteibonzen Schwörenden zunächst unerkannt. Die Wenigen aber, von denen sie verstanden werden, sind selbst Forscher und haben als solche keine Mittel, denn wer, so sagte schon Friedrich der Große, „mit seinen Gedanken in einer besseren Zukunft lebt, den läßt die schlechtere Gegenwart ohne Geld“.

Bleibe also Hellerau mit allen seinem Können, und das ist nicht wenig, immerzu Hellerau. Es kann vieles, aber es kann nicht alles. Weil es eben wie alle Gartenstädte und alle Gebilde in Deutschland überhaupt, mit der großen Gesamtheit organisch und unzertrennlich zusammenhängt und von den Schäden dieser Gesamtheit sein Teil mitzutragen hat, so kann es auch nur das, was es heute schon leistet, und nicht mehr. Auch so schon dient es dem Fortschritt zu besseren Zeiten hin. Das Tempo aber dieses Fortschritts hängt eben in der Hauptsache von der Masse viel mehr ab, als wir es uns bisher träumen ließen. Deshalb mögen alle nach dem Maß ihrer Kräfte mithelfen an der so notwendigen Herausindividualisierung, Rhythmisierung und dadurch erst ermöglichten Einordnung der einzelnen Volksgenossen in den deutschen Volksorganismus einer besseren Zukunft. Wenn wir das dann unseren „Zukunftsstaat“ nennen wollen, mir soll es recht sein. Aber nur volle Persönlichkeiten werden ihn heraufführen, nur die Beschränkung aufs Nationale oder sagen wir besser Völkische wird ihn ermöglichen, und auch nur dann, wenn wir das Opfern wieder lernen.

Stufenweise nur führt der Weg nach aufwärts. Eine Stufe auf diesem Wege stellt Hellerau mit seinem Streben aus dem Dunklen ins Helle schon jetzt dar. Seien wir damit zufrieden. Wir haben allen Grund es zu sein.

## Kapitel VI. Frohnau.

### Die Villenkolonie in Reinkultur.

Kann das Privatkapital Häuser für Mieter und Käufer erbauen, warum sollte nicht das Großkapital eine ganze Stadt zu Wohnzwecken aus einem Guß und auf einmal hervorzubern können? So etwa dachte der schlesische Magnat, Fürst Hendel v. Donnerstern, als er, nominell ist es seine Gründung die Gartenstadt Frohnau Aktien-Gesellschaft, nach Sättigung der Waldpartien des Westens von Berlin mit Villenvierteln, 3000 Morgen Wald 17 km nördlich Berlins vom Grafen Veltheim kaufte, um in diesem Kiefernhochwald die Gartenstadt Frohnau entstehen zu lassen.

„Hier bekommen Sie, meine Herren Baumeister, einen vielfachen Millionenauftrag. Platz ist reichlich da, noch dazu hügelige schöne Landschaft mit alten Hochwaldbeständen, in der Länge durchschnitten von der Vorort-Bahn Berlin-Oranienburg, Geld ist da in Hülle und Fülle und in der Nähe liegt die Riesenstadt mit den vielen berufsmüden Menschen, die wenigstens nachts Ruhe vor dem Lärm der Großstadt haben wollen und deshalb ihre Wohnung fern von der Arbeitsstätte suchen müssen.“

„Bitte, meine Herren Baumeister, zeigen Sie, was Sie gelernt haben. Bauen Sie eine Stadt, die so schnell wächst, daß nicht zuviel Zinsen für all die Anlagen verloren gehen, die nun einmal erst gemacht werden müssen, ehe man Kauflustige zu wirklichen Käufern machen kann. Man muß es dem ersten Gebilde von Ihrer Hand gleich ansehen können, was das Ganze werden soll, damit die Ansiedler zu uns Vertrauen bekommen, nach Frohnau hinausziehen und an uns zahlen.“

So etwa sagte der fürstliche Auftraggeber.

Nun heute nach vier Jahren darf man sagen, daß unsere Techniker, sowohl die Bautechniker wie die Gartentechniker, ihre ihnen gestellten Aufgaben glänzend gelöst haben, daß aber auch die angestellten kaufmännischen Leiter, die sich in richtiger Erkenntnis der Großzügigkeit des Unternehmens bis in

das Zentrum des Berliner Stadtpolypen, bis an den Potsdamer Platz mit ihrer Propagandazentrale vorschoben, es an nichts haben fehlen lassen bei ihrer Propagandaarbeit. Sie haben es verstanden, die Aufmerksamkeit des Publikums so geschickt auf Frohnau zu lenken, daß es in der Tat schwer ist, trotz der sich gerade hier übergipfelnden Reklameorgien, die goldene Gartenstadt Frohnau am Turm des Siechen Bierhauses zu übersehen.

Die Rechtsgrundlagen für die Ansiedler in Frohnau beim Boden-erwerb und Hausbau sind natürlich keine genossenschaftlichen, sondern atomistisch-individualistische. Jeder kauft sich von der Verwaltung ein Stück Waldland, wie es in Parzellen von etwa 500 bis 2500 qm Größe von Anfang an für etwa 5000 Baustellen eingeteilt ist. Die Preise für den einzelnen Quadratmeter stellen sich je nach Entfernung vom Zentrum Frohnaus auf 17 bis 7 Mk. Ein großer innerster Kreis bleibt auf die Dauer Eigentum der Verwaltung. Die Häuser, deren äußere Formen der Genehmigung der Verwaltung mit Recht unterliegen, damit die spätere Stadt einen harmonischen Eindruck macht, können der Verwaltung in Bauauftrag gegeben, oder selbstgewählten Bau-meistern zum Bauen übertragen werden.

Einige Beispiele des Frohnauer Prospektes seien hier wörtlich angeführt.

#### Beispiel A

Preis der Baustelle 994 qm à Mk. 6,69	Mk. 6650,—
Baukosten eines Landhauses einschließl.	
Gartenanlage und Umzäunung . zirkla	„ 20550,—
Ankosten, Stempel, Notar, Auflassung,	
Steuern usw. . . . .	300,—
	<u>Mk. 27500,—</u>
Anzahlung 40 %	<u>Mk. 11000,—</u>
bleibt Restkaufgeld von	Mk. 16500,—

welches zu 4½ % verzinslich auf 10 Jahre hypothekarisch eingetragen wird.  
Der jährliche Zinsaufwand würde hier nur 750 Mk. betragen.

#### Beispiel B

Preis der Baustelle 994 qm à Mk. 6,69	Mk. 6650,—
Baukosten eines Landhauses einschließl.	
Gartenanlage und Umzäunung . zirkla	„ 20550,—
Ankosten, Stempel, Notar, Auflassung,	
Steuern usw. . . . .	300,—
	<u>Mk. 27500,—</u>
Anzahlung 20 %	<u>Mk. 5500,—</u>
bleibt Restkaufgeld von	Mk. 22000,—

welches zu 4½ % verzinslich auf 10 Jahre hypothekarisch eingetragen wird.  
Der jährliche Zinsaufwand würde daher nur 990 Mk. betragen.

mit  
bei  
des  
r ist,  
rten-

den-  
tisch-  
land,  
etwa  
meter  
Mt.  
tung.  
s mit  
nacht,  
Bau-

führt.

500,—  
000,—  
500,—  
wird.

500,—  
550,—  
2000,—  
n wird.



Gartenstadt Frohnau



Gartenstadt Frohnau

wel

10

zins

beit

ver

nod

erst

vor

lebe

Ma

steh

und

tari

für

viel

in i

steig

auf

wün

We

sein

dür

fert

spre

in

den

Ba

Fre

### Beispiel C

Preis der Baustelle 994 qm à Mk. 6,69	Mk. 6650,—
Baufkosten eines Landhauses einschließl. Gartenanlage und Umzäunung . zirkla	„ 20550,—
Ankosten, Stempel, Notar, Auflassung, Steuern usw. . . . .	„ 300,— Mk. 27500,—
Anzahlung zirkla 15 %	Mk. 4000,—
bleibt Restkaufgeld von	Mk. 23500,—

welches in eine erste Hypothek von 16000 Mk. zu  $4\frac{1}{2}\%$  verzinslich auf 10 Jahre, und in eine zweite, zu amortisierende, von 7500 Mk. zu 5% verzinslich eingetragen wird. Hier beträgt der jährliche Zinsaufwand 1100 Mk.

Ehrlicherweise hat man bei diesem Zinsaufwand denn doch das bei den beiden früheren Beispielen eingefügte „nur“ fortgelassen.

Bei dem mittleren Beispiel B. hat jemand, der seine Hypothek 10 Jahre verzinst, nur 9900 Mk. zu bezahlen und erwirbt mit dieser Riesenleistung noch nicht einen Ziegel mehr auf „seinem“ Dache, als ihm davon nach der ersten Anzahlung schon gehörte. Mit dem nur Zinszahlen kommt er also nicht vorwärts. Das ist so einer der Gründe, daß so viele Menschen lieber zeit-lebens ungebundene Mieter bleiben, statt sich für den Segen des gebundenen Mannes im Eigenheim, also für ein Märchen einfangen zu lassen. Natürlich steht es jedem frei, abzuzahlen. Das aber können nur wohlhabende Leute und nur auf solche hat man es in Frohnau natürlich abgesehen. Mit Proletariern machen eben andere Unternehmer in Berlin selbst ihre Geschäfte. Die fürstliche Verwaltung kann Proletarier nicht gebrauchen. Und doch dürften vielleicht die Zeiten nicht allzu fern liegen, wo auch die Frohnauer Verwaltung in der sozialen Stufenleiter in bezug auf Ansiedler, ein ganzes Stück hinabsteigen muß, um so große Flächen schnell genug füllen zu können. Selbst auf die Gefahr hin, daß Menschen später in Frohnau wesentlich dichter wohnen würden, als die Verwaltung es anfänglich beabsichtigt hatte, würde das Wohnen im Walde für Leute mit kleinerem Einkommen doch ein großer Segen sein, gegenüber ihrem jetzigen Wohnen in der Großstadt.

Nach dieser sachnotwendigen Abschweifung auf das rein materielle Gebiet, dürfen wir uns nun aber auch ganz dem Eindruck hingeben, den der bisher fertiggestellte Teil Frohnaus auf jeden Besucher macht. Durch die eben besprochenen Dinge kann sich nur jemand die Freude am zielstrebigem Schaffen in Frohnau verderben lassen, der in jedem privatkapitalistischen Unternehmen den Teufel in irgendeiner Spezialform sieht.

Jeder unparteiische Beschauer sonst darf stolz darauf sein, daß deutsche Bau- und Gestaltungskunst auf solcher Höhe steht, um Stadtgebilde wie Frohnau aus dem Nichts hervorzuzaubern. Schon das Tiefliegen der Bahn-

strecke in einem gegen Sicht gedeckten Erdeinschnitt haben sich die Erbauer geschickt zunutze gemacht. Der eine Bahndamm ist auf der ganzen Länge in einen duftigen Blumengarten verwandelt. Wenn die dritten und vierten Geleise im Bahnhof ganz fertig sein werden, wird der andere Bahndamm den gleichen Blumenschmuck erhalten. So etwas sieht man in Deutschland nur einmal, denn der preussische Eisenbahnfiskus hat für dergleichen Luxus sonst kein Geld. Aber gewiß hat er es nicht ungern gesehen, daß ihm die Gartenstadt Frohnau den Bahnhof hingesezt hat und ihn in Stand hält. Dem fiskalischen Künstler im Sparen hat nämlich die Gartenstadt Frohnau die ganze Bahnhofsanlage für einige 100000 Mk. fix und fertig hingebaut. Frohnau hat den schönsten Bahnhof weit und breit in deutschen Landen.

In unmittelbarer Verbindung mit dem Bahnhofsgebäude haben die Künstler nun das Innerste der Gartenstadt entstehen lassen. Da fällt der Blick des Beschauers zunächst auf ein prächtiges Riesenkasino mit schönen Vorgärten. Aufsteigend auf der Innenseite des Kasinos nach dem Bahnhof zu reckt sich ein gewaltiger Turm aus den Steinmassen der verschiedenen Gebäude heraus, das Wahrzeichen Frohnaus, der Aussichtsturm. Abfallend von der mittleren Höhe des Kasinos nach der Außenseite hin sind die niedrigeren Wirtschaftsgebäude gebaut. Es ist, als sei in diesem ganzen Komplex ein Stückchen besten Alt-Nürnberg's über Nacht hier in die Mark hineingezaubert. So harmonisch schaut die ganze Anlage den Besucher an, als ob der teuerste Boden im Innern nur die Ausdehnung in die Höhe gestattet hätte und deshalb nur in Form eines Aussichtsturms richtige Verwertung hätte finden können. Der nächst teure Birkel trägt den Kasinobau. Der entferntere Raum ist den Wirtschaftsgebäuden vorbehalten.

Die andere Hälfte der westlichen Bahnhofseite ist mit Geschäftshäusern bebaut, die zum Stile der Hauptgebäudegruppen ausgezeichnet passen. Nach den stillen abseits liegenden Waldteilen zu liegen in diesen selben Geschäftshäusern nach rückwärts die Schulräume.

Zwischen diesen zwei Hauptgebäudeteilen und sie verbindend liegt ein großer freier, mit Laubbäumen eingefasster Platz, den in der Mitte ein Springbrunnen ziert. Von diesem Platze aus steigt man die Treppen zur Gartenstadt hinab, um zunächst in einen Garten zu gelangen, der an Schlichtheit und Schönheit sich von den meisten Gartenanlagen ähnlicher Art sehr vorteilhaft abhebt, und, es ist nicht zuviel gesagt, einen bleibenden Eindruck hinterläßt. Die Fahrwege, die zur westlichen Stadthälfte führen, schlängeln sich um den Platz herum, um sich in malerischen Bögen im Walde zu verlieren.

Auf der Ostseite der Eisenbahn über eine mächtige Zementeisenbahnbrücke hinweg, erblickt der Besucher einen entzückenden großen halbmondförmigen Rosengarten. In diese zwei Gartenanlagen hinein, die sich westlich und östlich der Bahnhofsanlagen befinden, münden nun die mehr oder weniger in Schlangenform

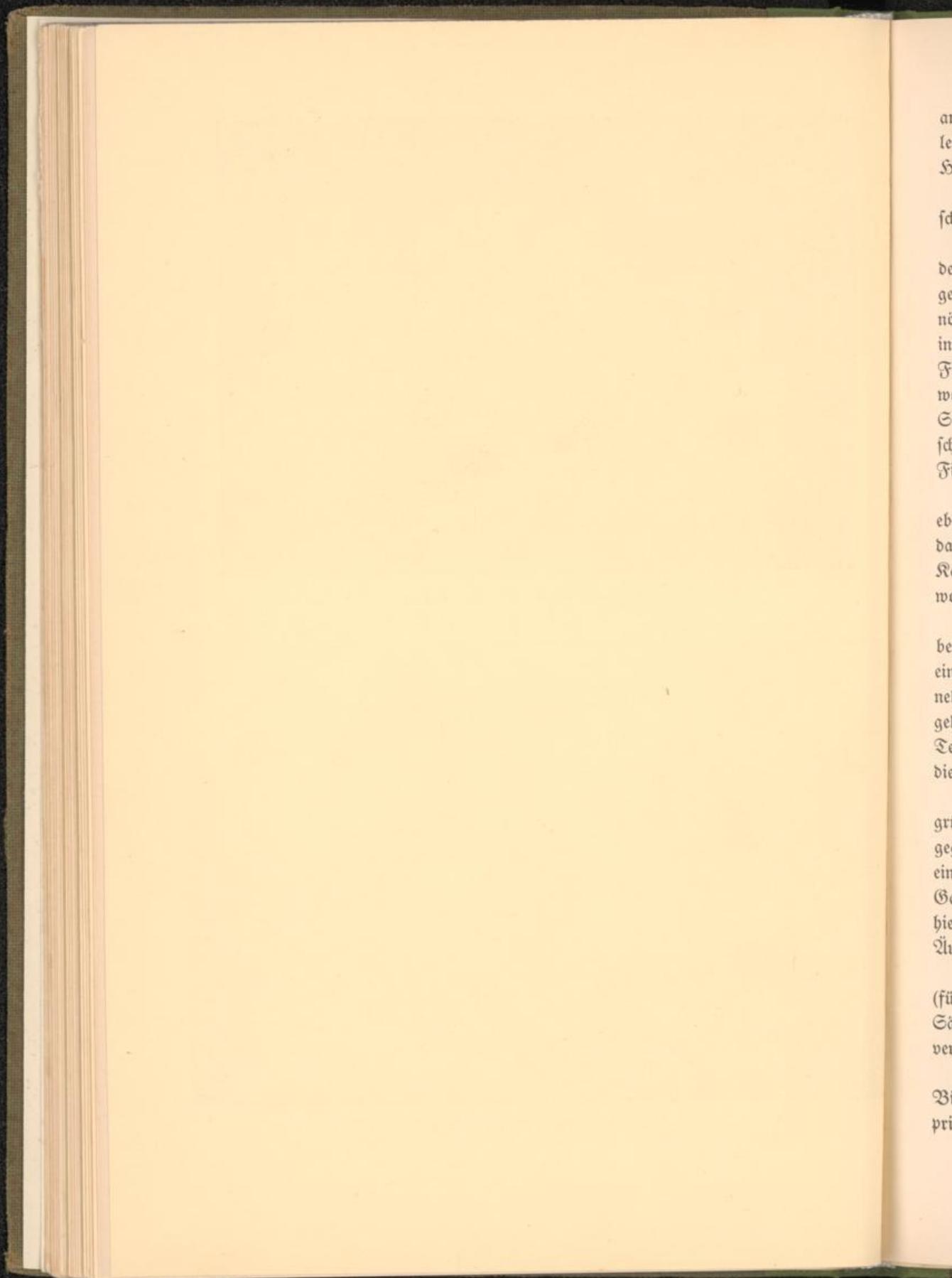


Gartenstadt Frohnau, Am Hubertussee



Gartenstadt Frohnau, Zieranlage

ge-  
e in  
Ge-  
den  
nur  
sonst  
rten-  
Dem  
die  
baut.  
n.  
nstler  
Be-  
Auf-  
in ge-  
, das  
Höhe  
de ge-  
Alt-  
onisch  
en im  
b nur  
Der  
st den  
  
äußern  
Nach-  
chäfts-  
  
großer  
runnen  
hinab,  
önheit  
t, und,  
rwege,  
herum,  
  
ide hin-  
Rosen-  
Bahn-  
genform



an  
len  
S

sch

de

ge

nö

im

Fi

we

S

sch

Fi

eb

da

Re

we

be

ein

nel

gef

Te

die

gri

geg

ein

Go

hie

Lu

(fü

Sä

ver

Bi

pri



angelegten Straßenzüge, ihrer je fünf auf jeder Seite ein. Diese künstlerisch einzigartige Anlage bedeutet einen Höhepunkt deutscher Städtebaukunst. Hier haben die Bau- und Gartenkünstler ein Meisterstück geliefert.

Wer glaubt, hier werde übertrieben, der komme und schaue sich mit Überschlagnng eines Zuges nur dieses innerste Frohnau einmal an.

Den besten Eindruck von Frohnau gewinnt man am ehesten von den Zinnen des Aussichtsturmes aus. Von hier aus sieht man auf jeder Seite die gewundenen, gut gepflasterten Straßen, in die man natürlich vorher die nötigen Leitungen für Wasser, Gas und Elektrizität eingebettet hat, aus der innersten Stadt hinausführen. Das Straßenbild zeigt uns, was das vollendete Frohnau später einmal für ein Gesicht haben soll. Da jeder an der Straße wohnen will, so gibt es in diesen 3000 Morgen Frohnau natürlich sehr viele Straßenkilometer. Alle fertigen Straßen sind mit Laubbäumen bepflanzt, die schon jetzt mit ihren hellgrünen Kronen sich von dem ernststen Dunkelgrün der Fichten wie fröhliche Kinder von mürrischen Alten abheben.

Von Anlagen für die Allgemeinheit sei noch ein 100 Morgen großer ge- ebener Sportplatz erwähnt. Dieser ist von erhöhten Rändern umsäumt, damit die Zuschauer es bequem haben, und eben gepflanzte vierreihige Kastanienalleen werden später die Zuschauer beschatten. Hier kann die Be- wohnerschaft dem Polo und Lawn-Tennis-Spiel obliegen.

Eine besondere Zierde Frohnaus sind ferner größere Waldpartien mit besonders alten Fichtenbeständen, deren Untergrund man mit frischem Rasen eingesät hat, deren Lichtungen man mit Edeltannen und anderem in solche vor- nehme Welt hineinpassenden Buschwerk bepflanzt hat. Wenn hier die unter- gehenden Sonnenstrahlen durch die kahlen Stämme hindurch auf diese grünen Teppichbeete fallen, so kommt sich der Wanderer vor, als ginge er durch die Gefilde der Seligen.

Die Anlage der Häuser mit ihren roten Dächern zwischen den dunkel- grünen Baumkronen ersieht man skizzenhaft zwar aus den Bildern, aber gegenüber dem besonders vom Aussichtsturm aus sich darbietenden Gesamt- eindruck des Ganzen ist kein Vergleich durch das Bild möglich. Im Ganzen herrscht hier schöner landschaftlicher Friede. Hier ist's gut sein, hier lass'et uns auch Häuser bauen, mochte sich wohl mancher sagen, der dieses Äußere der Stadt Frohnau im Bilde oder in natura gesehen hat.

Das wäre so das Äußere Frohnaus, dieser Gartenstadt par excellence (für Erzellenzen). Die Bilder mögen das Städtebild, das in so knappen Sätzen kaum erfaßt und widergespiegelt werden konnte, im Geiste den Lesern verständlicher und zugänglicher machen.

Nun aber bedarf es in Ergänzung zu diesem äußeren Bilde noch eines Bildes des inneren Frohnau. Bis hierher wurde aufgezeigt, was eine großzügige privattapitalistische Verwaltung kann, und sie kann vieles. Deshalb aber

wäre das Bild Frohnaus kein tatsächliches, wollte man es unterlassen, auch aufzuzeigen, was selbst eine solche Verwaltung nicht kann.

Auf Grund des bestehenden Rechtes kommt die Verwaltung, als Inhaberin aller Rechte, als Verkäuferin des Bodens und Versprecherin von wesentlichen Verbesserungen bezug auf Eisenbahnverbindungen und Schulwesen, leicht in einen gewissen Antagonismus zu ihren Ansiedlern, die sich bereits zu mehr wie 80% der Bewohner in einem Grundbesitzerverein eine Organisation zur Wahrung ihrer materiellen Interessen geschaffen haben. Also das war das erste, was diese neue Bürgergemeinschaft gemeinsam getan hat: Sie hat sich ein Schutzorgan gebildet. Würde gemeinsamer Bodenbesitz ein starkes einiges Band um die Gesamtheit dieser neuen Bürger schlingen, dann müßte sich ein gegenseitiges Vertrauen von selbst einstellen. Dann wäre die Verwaltung eine Selbstverwaltung. So aber wiegt die Kampfstimmung gegen die als Gegnerin empfundene jetzige Verwaltung vor.

So gut die Verwaltung es auch mit den Zusagen in bezug auf Eisenbahnen und Schulen vorgehabt haben mag, solche Ministerien sind nicht so leicht, auch nicht durch fürstliche Verwaltungen, zu beeinflussen. Sie treffen ihre Dispositionen unabhängig von privaten Wünschen, machen vielmehr ihre Dispositionen allein vom schon vorhandenen Bedürfnis abhängig. Da kommt es bei der Eisenbahn allein auf die Summe der zu verfrachtenden Personen und Güter an, damit ein Fahrplan geändert wird. Das Kultusministerium wieder nimmt nur Rücksicht auf eine schon vorhandene Anzahl von Schülern, ehe neue Schulberechtigungen verliehen werden. Gewiß, gehen erst Schnellzüge von Frohnau nach Berlin, ist erst eine staatliche höhere Schule da, so gewänne Frohnau leichter neue Zuzügler, als ohne solche Vorzüge. Diese Behörden aber lassen sich nicht durch Zukunftsmusik, sondern nur durch vorhandene Tatsachen in ihren Maßnahmen beeinflussen. Und das ist gut so im allgemeinen. Hier müssen Gott sei Dank auch noch die Geschäfte machen wollenden Großen den nur der Allgemeinheit dienenden noch Größeren respektvoll anerkennen. In diesen Ministerien können auch diese Großen nur bitten, wie kleine Leute auch.

Indessen sollte die ortsanwesende Bevölkerung nicht alles von der Verwaltung verlangen, sie sollte bei sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit und daraus folgend das Gefühl der Mitbürgerschaft für ihre neue Stadt wecken und pflegen. Dieses gesellige und gemeinwirtschaftliche Wesen muß aus dem eigenen Schoß heraus geboren werden. Diese Pflege darf man von der Verwaltung nicht erwarten. Hier muß die Bevölkerung zeigen, was sie aus sich selbst heraus vermag.

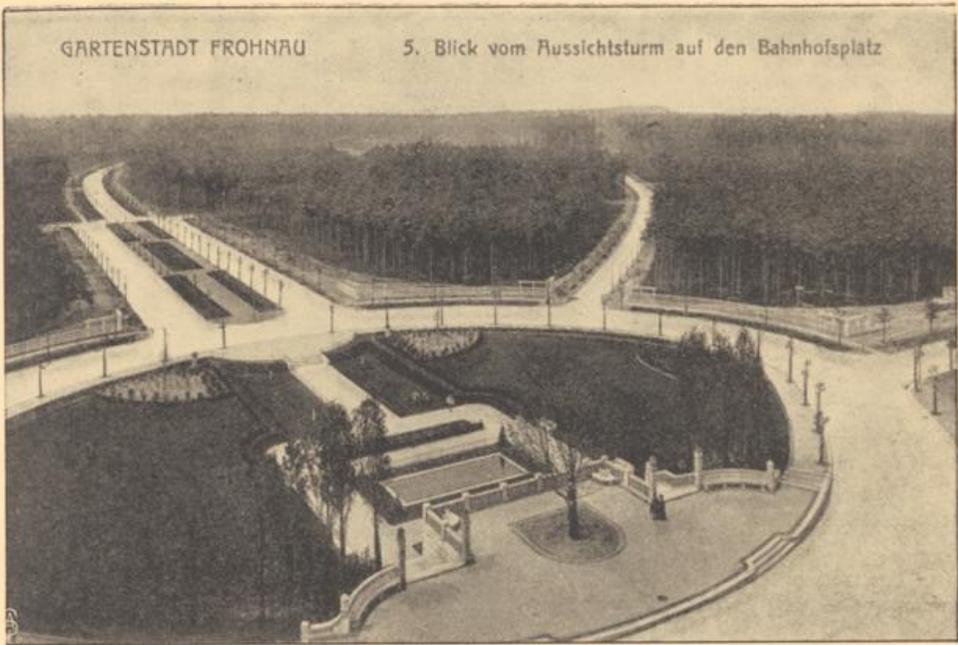
Etwa 800 Menschen wohnen jetzt in Frohnau. Ein schönes Kasino, für das die Verwaltung gesorgt hat, könnte wohl die Einwohner im Winter, schöne Parks und Spielplätze, für die die Verwaltung Achtungsgebietendes an materiellen Mitteln aufgewendet hat, könnten sie im Sommer zu weiche-

lassen,

aberin  
flichen  
icht in  
mehr  
on zur  
ur das  
at sich  
starkes  
müßte  
Ber-  
gen die

Eisen-  
icht so  
treffen  
r ihre  
. Da  
tenden  
kultus-  
hl von  
en erst  
Schule  
orzügl.  
: durch  
ist gut  
schäfte  
öheren  
en nur

altung  
daraus  
pflegen.  
Schoß  
g nicht  
ermag.  
no, für  
Binter,  
etendes  
weih-



vol  
fre  
so  
in

ma  
mit  
Fe  
Ne  
Leu  
fint  
zuf  
wei  
übe  
siek  
alle  
die

best  
Fes  
geh  
übe  
sozi  
aué  
aué  
mol  
Hil  
Gel  
W  
selb

wan  
sam  
Hie  
die  
Ja,  
rech  
Ga  
refe  
Bo  
Be



vollen Festen zusammenführen. An Versuchen, Feste zu feiern, hat es bis dahin freilich nicht gefehlt. Woran liegt es nun, daß das gesellige Leben in Frohnau so gar nicht gedeihen kann? Steht doch alle einladend das Gesellschaftshaus in dieser Stadt, statt wie ehemals die Kirche, im Mittelpunkte.

Nun die Bevölkerung Frohnaus ist wohl dem Einkommen nach einigermaßen homogen, aber ist sich innerlich doch zu fremd, um gemeinsame Feste mit Wonne feiern zu können. Da gibt es z. B. „Parvenüs“, die sich bei Feiern gern nach beibehaltener schlechter alter vorlauter Art so mit Sekt die Nase begießen, wie sie es früher mit Bier gewohnt gewesen sind. Solche Leute sind sozusagen nur rasierte Bären, sie lieben die laute Geselligkeit und sind dann höchst erstaunt, wenn ihr Ton vornehmeren Naturen so gar nicht zusagt. Auf der Gegenseite stehen die Stadtflüchter, die es nur hinauszog, weil sie glaubten, in solcher Kolonie aller gesellschaftlichen Verpflichtungen überhoben zu sein. Es sind dies Leute, die sich nach ihrer Tagesarbeit am liebsten abends in der Familie verkapseln und nur gelegentlichen Verkehr in allerengstem Familien- und Freundeskreise unterhalten möchten. Zwischen diesen zwei Extremen gibt es natürlich überhaupt kein geselliges Band.

Aber auch die übrigen, weniger ausgeprägten Naturen können selbst bei bestem Willen dann keine erhebenden und für die Alltagsarbeit stärkenden Feste feiern, denn zum Feste feiern gehört die höhere Idee der Zusammengehörigkeit aller. Das einigende Band haben wir seit den 70er Jahren überhaupt zerreißen lassen und können es trotz all unserer gutgemeinten sozialen Bemühungen nicht wieder anknüpfen. Feststimmungen entstehen nur aus der Einordnung der Einzelwillen in einen höheren Gesamtwillen, entstehen aus der Gebe- und Opferbereitschaft. Und gerade hierin mangelt es uns modernen Deutschen in so beklagenswerter Weise. Wie die Kinder (und bei diesen Hilfslosen ist das natürlich) sagen heute auch die Erwachsenen „Haben“ statt Geben. Und dieses Nur-haben- und -nehmen-Wollen, aber So-gar-nicht-geben-Wollen ist der Grund, daß wir uns gesellschaftlich so fernstehen. Das gilt selbst für Klassen, die sonst in mancher Beziehung homogen zu nennen sind.

Warum gelingt das Festfeiern anderwärts, z. B. in Eden und Hellerau, warum nicht auch in Frohnau? In Eden und Hellerau einigt das gemeinsame Recht an der heimatischen Erde die Bürger, in Frohnau trennt es sie. Hier macht es die Beziehungen der Bürger zueinander zu atomistischen und die Stellung der Bürger gegenüber der Verwaltung zu einer Kampfstellung. Ja, wenn unter der Herrschaft unseres jetzigen allgemein geltenden Bodenrechts und Gesellschaftsrechts Gemeinwesen aufblühen könnten, die sich als Ganzes solidarisch fühlten, dann wären ja alle heutigen Boden- und Geldrechtsreformer, wären überhaupt alle nach einer sozialen Neuordnung hinstrebenden Volksgenossen nur Störenfriede der heutigen Gesellschaft. So aber, wie die Verhältnisse liegen, sind sie uns allen unentbehrliche Idealisten, die an die

Stelle der überkommenen Zustände bessere setzen wollen, wobei sie überzeugt sind, daß nur die Übergangszeit eine unbehagliche, daß dagegen die Zeiten nach der Durchführung der geplanten Reformen für alle Schaffer behaglichere werden müßten. Aus der Erfassung der Ideale wachsen uns überhaupt erst die Kräfte zu, die wir zum Umschaffen der Verhältnisse nötig haben.

Was also heute die fürstliche Verwaltung in Frohnau überhaupt nicht kann, das müssen wir milde beurteilen. Was das junge Gemeinwesen Frohnau aus seiner eigenen Gesellschaft heraus selbst auch noch nicht schaffen kann, das müssen wir ebenso milde beurteilen. Daß sie ihre Aufgaben noch nicht erfüllen können, daran sind wir, das lebende Geschlecht, schließlich alle mit schuld.

„Gesellschaftstechniker vor die Front“ muß jetzt die Losung lauten. Denn nicht nur auf das „Schaffen“ der Güter kommt es an, sondern zwecks Bildung eines großen reichsdeutschen Gemeinwesens, in dem alle Schaffer sich wohlfühlen können, kommt es ebenso sehr auf die gerechte Verteilung dieser Güter an. Wir müssen fortan aufhören, die überkommene soziale Entwicklung einfach als eine gegebene hinzunehmen. Wir müssen auf ganz neuer Grundlage aufbauen, um mit vollem Rechtsbewußtsein allmählich einem jeden Schaffer seinen vollen Arbeitsertrag zu sichern.

Wie das anzufangen ist, steht auf einem anderen Blatt und ist bis in die Einzelheiten hinein unter Zugrundelegung gewisser Gesellschaftsgesetze ausgearbeitet. Danach darf die jetzige Gesellschaftsordnung mit dem freien Wettbewerb ruhig bleiben. Es bedarf gar nicht der Verstaatlichung aller Produktion. Was aber nicht bleiben kann, ist das parasitäre Mitleben von erwachsenen Müßiggängern auf Kosten der Gesamtheit der Schaffenden. Unsere Gesellschaftskrankheit, Parasitis genannt, muß aus innerer Naturheilkraft des Volksganzen heraus überwunden werden.

Dazu kann uns der Typ Eden mithelfen. Die Edener haben mutig unser Kulturleben daraufhin untersucht, was das Leben fördert und wie der einzelne seine Leistungsfähigkeit aufs Höchste steigern kann. Die Lebensweise, bei der die Leistungsfähigkeit des einzelnen die höchste ist, das ist dann die seiner Natur gemäße Lebensweise. Je mehr dann geschaffen und je weniger verbraucht wird, desto leichter ist es, den sozialen Frieden herbeizuführen und zu sichern. Denn dann gibt es viele Menschen sozusagen mit dem Plus-Vorzeichen, Menschen, die in der Lage sind, für andere Opfer zu bringen. Daneben lehrt uns der Typ Hellaerau, daß wir, um gesund und lebenskräftig zu sein, gar nicht auf die Industrie zu verzichten brauchen. Nur des Ausgleichs der industriellen Beschäftigung mit Gartenarbeit bedarf es für den in der Industrie Tätigen. Wenn wir dann noch von der Hellaerauer Musikschule lernen, inwiefern Frau Musica uns das Arbeitsleben durch Rhythmus erleichtern und verschönern kann, und der Typ Frohnau uns zeigt, wie eine

überzeugt  
 e Seiten  
 taglichere  
 aupt erst  
 t.  
 pt nicht  
 Frohnau  
 en kann,  
 och nicht  
 lich alle  
 t. Denn  
 Bildung  
 ch wohl-  
 dieser  
 le Ent-  
 ng neuer  
 em jeden

it bis in  
 ehe aus-  
 m freien  
 ng aller  
 eben von  
 affenden.  
 Naturheil-

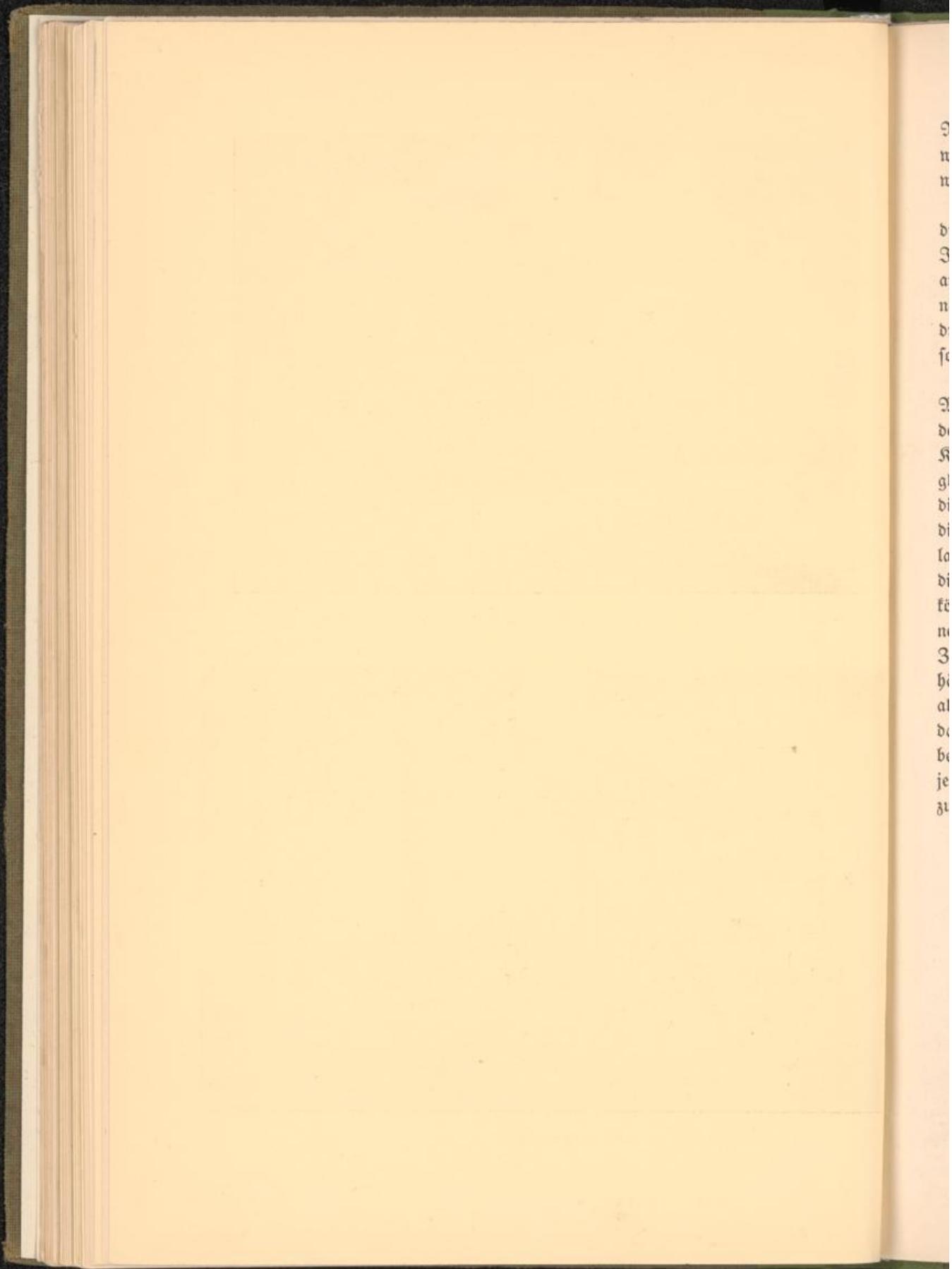
tig unser  
 einzelne  
 , bei der  
 e seiner  
 iger ver-  
 t und zu  
 lus-Vor-  
 en. Da-  
 räftig zu  
 usgleichs  
 n in der  
 usfischule  
 ythmus  
 wie eine



Gartenstadt Frohnau



Gartenstadt Frohnau



S  
n  
n  
d  
S  
a  
n  
d  
f  
S  
d  
S  
g  
d  
d  
l  
d  
f  
n  
S  
h  
a  
d  
b  
j  
a



Nurwohnsstadt aus einem Guß äußerlich eigentlich aussehen müßte, so können wir an Typen zeigen, was unserem vorwärtstrebenden Geschlechte not tut und wohin es sich entwickeln muß.

Alle diese Gartenstadttypen haben das Gemeinsame, uns zu zeigen, daß die Sehnsucht nach der Wiederverbindung mit der Natur, die so tief im Innersten schlummert und die nun so machtvoll wieder durchbricht, nichts anderes ist als das Aufklackern letzter Lebenskraft. Die Volkskraft steht nämlich vor der Erschöpfung, wenn wir nicht den Mut haben, alte Vorrechte durch wirkliches Recht unschädlich zu machen, wenn wir nicht die Kraft haben, solche als notwendig erkannten neuen Gesetze rücksichtslos durchzuführen.

Wir fühlen es, wir wissen es, wir müssen dem ganzen Volke, das in der Mehrzahl heute leider aus „vaterlandslosen“ Gefellen besteht, wieder aus den Steinwüsten der Großstädte und aus dem Leib und Seele verwüstenden Kneipen- und Kartenspielleben heraushelfen, müssen ihnen wieder das beglückende Gefühl für Familienleben und Heimat schaffen. Dazu diene uns die deutsche Gartenstadtbewegung in allen ihren Typen mit. Zeige ein jedes dieser Gemeinwesen in seinen durchgeführten Versuchen, was es kann, aber lasse man uns Kritikern auch das doch nur dem gesunden Fortschritt dienende Recht, aufzuzeigen, was alle diese Typen allein für sich nicht können, was wir nur alle zusammen als großes Kulturvolk mit Hilfe einer neuen Rechtsordnung durchzuführen vermögen. Wir leben in einer großen Zeit. Wir hören jetzt auf, uns lediglich wie bisher als „Produkte der Verhältnisse“ zu fühlen, nur Dulder zu sein, wir fangen vielmehr jetzt an, uns als Produzenten neuer, besserer Verhältnisse zu fühlen und treue Kämpfer dafür zu werden. Darin liegt das Große und Erfreuliche und Lebensbejahende der neudeutschen Kulturbewegung. Wir müssen die Krankheitskurve jetzt zur Gesundheit umlenken, denn es ist unmöglich vorwärts und aufwärts zu kommen, wenn wir noch mehr Kranke mit durchschleppen müßten.



## Kapitel VII.

### Bedburg, die Stadt der Geisteskranken (Typ 4).

In unserer Zeit, in der so außerordentlich starke Reize unser, seit Jahrzehnten bereits geschwächtes Nervensystem treffen und deshalb als Überreize schädlich darauf einwirken, ist es kein Wunder, daß die Zahl der Nervösen und als höchste Steigerung die der Geisteskranken sich andauernd vergrößert. Die Krankenzahl wächst nicht nur absolut mit der Zunahme der Bevölkerung überhaupt, sondern auch relativ im Verhältnis zur Bevölkerungszahl. Selbstschädigungen an der Gesundheit auf dem Gebiete des Geschlechtslebens sind wohl in erster Linie für die Zunahme der Geisteskrankheiten verantwortlich zu machen. Aber auch das enge Wohnen der Parteien, besonders in den Großstädten, ist für die geschwächten und deshalb so leicht reizbaren Großstadtmenschen sicherlich eine weitere Hauptveranlassung mit, in Geisteskrankheit zu verfallen.

Daher ist es kein Wunder, wenn die Verwaltung der preussischen Versuchsprüfung in Verwaltungssachen, der Rheinprovinz, dieser Provinz der vielen Städte das Bedürfnis empfindet, an Stelle des fortwährenden Zubaus einzelner Abteilungen an die vorhandenen Irrenhäuser, aus einem Guß eine ganze Irrenstadt für 3000 Insassen in Bedburg bei Cleve zu erbauen.

Unter Anpassung an die hygienischen Forderungen der Neuzeit, wonach Irren möglichst viel Freiheit gelassen, möglichst viel Gelegenheit zur Betätigung beschafft werden soll, hat man diese Stadt der Geisteskranken als Gartenstadt in einen Wald hineingebaut. Angeschlossene Gutshöfe liegen ringsum im Felde. Die Siedelung selbst, 200 ha groß, ist in Form von 90 Gebäudegruppen angelegt. Die einzelnen Häuser sind niedrig gehalten, denn wo die Sonne hinkommt, haben die Ärzte seltener zu tun. In der gruppenweisen Anordnung der Gebäude ist die Möglichkeit gegeben, daß sich gleichgeartete Naturen leichter im Umgang zusammenfinden und zueinander halten können. Denn es ist die Hauptsache bei solchen Kranken von der Aufnahme der Kranken in die Anstalt an ihre Psyche soviel wie möglich vor täglichen Reizen, wie sie aus dem erzwungenen Zusammensein mit unsympathischen



Bedbur



Bedbur



Bedburg

Vorderansicht der Rhein. Provinzial Heil- und Pflegeanstalt



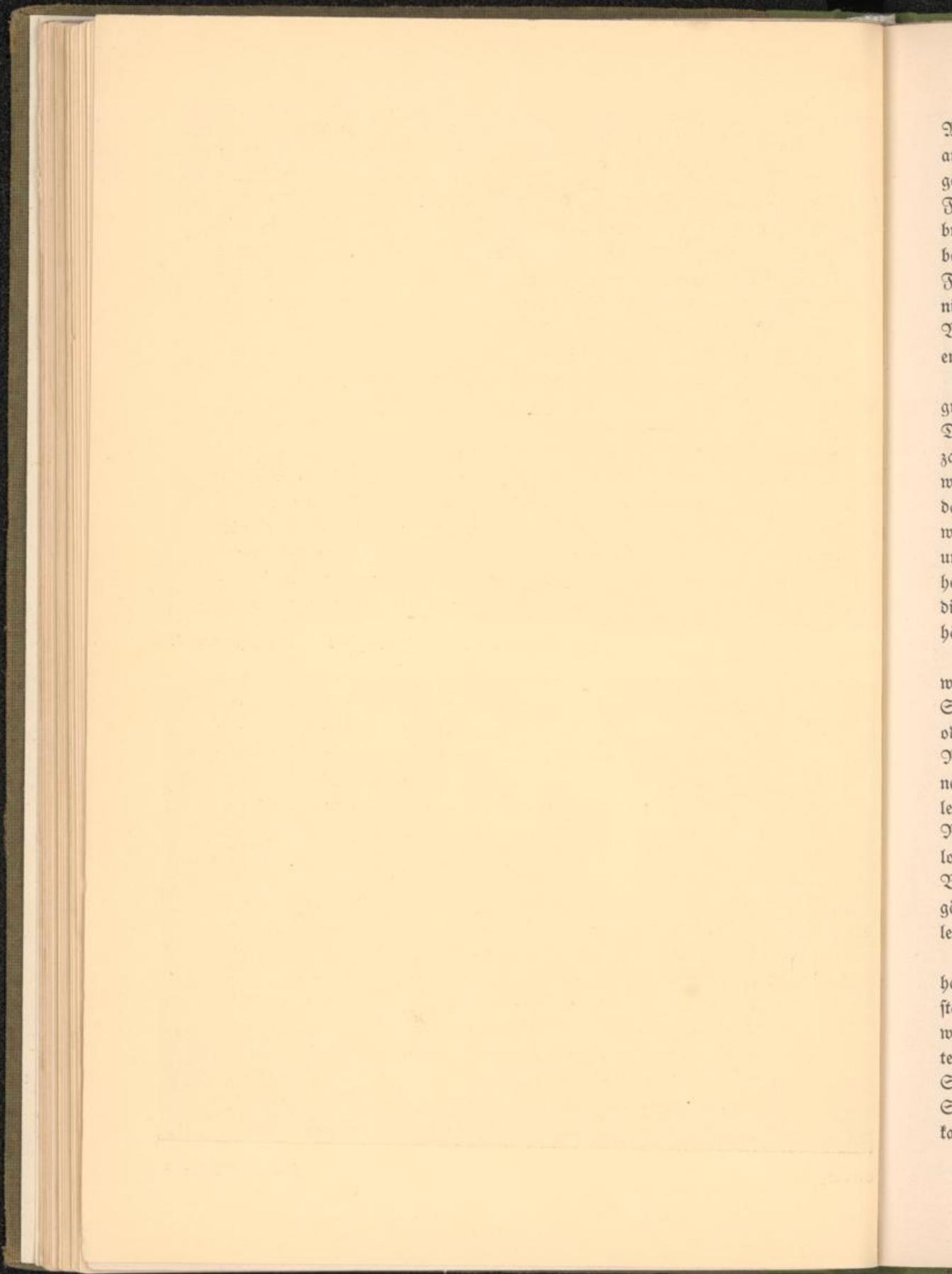
Bedburg

Frauen-Pflegehäuser

Sahr-  
erreize  
rvöfen  
röfert.  
kerung  
Selbst-  
is sind  
ortlich  
in den  
stätt-  
ankheit

Ver-  
ng der  
ubaues  
iß eine

vonach  
itigung  
enstadt  
am im  
ebäude-  
wo die  
nweisen  
geartete  
können.  
ne der  
iglichen  
hischen



2  
a  
g  
S  
b  
b  
S  
m  
2  
er  
  
g  
2  
30  
w  
d  
w  
u  
h  
di  
h  
  
w  
E  
oi  
2  
n  
le  
2  
le  
2  
g  
le  
  
h  
fr  
w  
te  
E  
E  
to



Menschen entstehen, zu bewahren. Das erzwungene Zusammensein mit anderen kann für einen Kranken allein Grund genug sein, niemals wieder gesund zu werden. Also dem Individualismus und seiner berechtigten Forderung wird hier weitgehend Rechnung getragen. Nur für irre Verbrecher und die ganz wenigen Tobsüchtigen ist das alte Zwangssystem noch beibehalten worden. Für sie dient ein Haus mit starken Türen, vergitterten Fenstern und hohen Umfassungsmauern. Dieser Art von Kranken ist eben nicht anders beizukommen. Dieses Zwangshaus selbst ist aber abseits im Walde versteckt, damit es nicht mit seinen abschreckenden Formen auf die empfindlichen anderen Kranken abstoßend wirken soll.

Sonst fehlen alle gefängnisartigen Sicherungsvorrichtungen. Die Gebäudegruppen sind malerisch schön in den Laub- und Nadelwald hineingebettet. Die Häuser sollen den Kranken gewissermaßen ein behaglicheres Heim vorzaubern, als die meisten von ihnen es bisher vielleicht zu Hause hatten. Man will mit Sonne, Licht, Luft, Wasser, Wald, mit Naturzauber überhaupt, sodann mit Menschenkunst und vor allem mit Güte auf diese Kranken einwirken. Man verspricht sich ärztlicherseits heute eben mehr von den alten und erst in den letzten Jahrzehnten wieder neu zu Ehren gebrachten Naturheilmitteln als von den mittelalterlichen Zwangsmitteln, wie sie bis in die neueste Zeit hinein zum unentbehrlich scheinenden Inventar der Irrenhäuser gehörten.

Wie schön wäre es, und wie heilsam und heilend würde es wahrscheinlich wirken, wenn nun auch noch zu alledem Frau Musica aus Hellerau in diese Stadt der Geisteskranken ihren Einzug hielte und hierher einige Lehrerinnen oder Lehrer entsendete, damit der bewegende, beseligende und deshalb heilende Rhythmus durch kranke Leiber und Geister Kraft erweckend strömte! Dieses neue Heilmittel wird man in wenigen Jahren für Gesunde und Kranke vielleicht ebenso hoch einschätzen wie die alten natürlichen Heilmittel. Mit dem Rhythmus bei der Arbeit ging uns Modernen auch viel Arbeitsfreude verloren und daß sie verloren ging, dafür sind uns die vielen Geisteskranken ein Beweis mit. So muß sich denn später einmal alles Neuschöpferische ergänzen. Dann werden wir wieder das Leben meistern, so daß es uns wieder lebenswerter erscheint.

Den Mittelpunkt dieser Stadt der Geisteskranken bildet ein Gesellschaftshaus, dessen Saal 600 Personen Platz bietet. Unter Mitwirkung der Anstaltskapelle, aber auch unter der Mitwirkung der nur zeitweilig Kranken werden hier Feste gefeiert, bei denen in freiwilliger Leistung aus allen Festteilnehmern herausgeholt wird, was noch an Lebensmut in ihnen schlummert. So vor kleine Aufgaben gestellt, muß der Kranke Leistungen vollbringen. So wachsen seine Kräfte, denn nur an Aufgaben, denen er sich gewachsen fühlt, kann sich neues Leben entzünden, kann der Kranke wieder einigermaßen ge-

funden. Vor allem aber gehört dazu die Nerven beruhigende Stille der umgebenden Natur. Diese großzügige Schöpfung ist offenbar eine glückliche Übertragung eines im nahen Holland seit langer Zeit geübten Systems der Behandlung Geisteskranker. In Holland schickt man längst solche Kranke nicht mehr in Zwangsinternierungs-Anstalten, sondern nur einzeln in gesunde Familien, wie solche in den Fischerdörfern, Gott sei Dank, noch als Regel anzutreffen sind. Dort leben, arbeiten und sorgen sie mit, so gut und so schlecht wie ihre geschwächten Kräfte es zulassen. So sind diese Kranken unter die denkbar besten Gesundheitsbedingungen gestellt und für die Gesamtheit hat dieses System noch den Vorzug ganz geringer behördlicher Beaufsichtigung. Es ist daher außerdem auch noch billig. Staat, Gemeinden und die von der Krankheit betroffenen Familien brauchen nicht viel aufzuwenden.

Von den Psychiatern selbst gehen derartige Neuerungen, mit denen sie sie sich selbst den Aft absägen würden, niemals aus. Wohl aber haben die beamteten, regierungsseitig angestellten Ärzte den Wunsch nach großer Dienstvereinfachung. Dieses ist für einen Fernstehenden wohl die einfachste Erklärung für Bedburg und seine neuen Einrichtungen, die (sonst unerklärlich) den vielgeschmähten Naturheilleuten geradezu abgeläuscht zu sein scheinen.

Die Bewirktungstechnik hat nun entgegen dem sonst durchgeführten Prinzip der Individualisierung für sich das Zentralisationsprinzip erkoren. Eine einzige Zentralküche versorgt die ganze Anstalt mit Nahrung. Sie enthält 20 Kessel von je 600 l Inhalt.

Die angeschlossenen Gutshöfe mit einem Bestand von Hunderten Kühen und Schweinen besorgen im wesentlichen die nötige Zufuhr an Lebensmitteln. Hier können sich auch in Feld und Garten die noch halbwegs oder doch zeitweilig gesunden Insassen mit nützlich machen.

Eine Eisfabrik, eine Limonadenfabrik, ein Schlachthof gehören von Anfang an mit zu diesem großen Zentralbetrieb. Eine eigene Kleinbahn hat für den Aufbau dieser Gartenstadt gute Dienste getan. In der fertigen Stadt vermitteln heute 90 Fernsprechstellen den inneren Verkehr durch die Anstalt hindurch.

Die Kosten des gewaltigen Unternehmens, das erst kürzlich eröffnet wurde, hat die Rheinprovinz mit 11 Mill. Mk. aufgebracht. Die jährlichen Unterhaltungskosten werden jährlich rund 1½ Mill. Mk. betragen.

Ach, wenn doch nun unsere Verwaltungsbehörden auch einmal auf den schlauen, und so naheliegenden Gedanken kämen, auch für die Gesunden so zu sorgen, wie es hier für Kranke geschieht! Warum zitieren sie nicht den selbstfüchtigen Herrn Mammon mit seiner ganzen Sippe vor das Amtsgericht, und geben ihnen auf, durch Abtretung des gemeinschädlichen Privatbesitzes am Boden, besonders des in und bei Städten gelegenen, den Gesunden das Gesundbleiben zu ermöglichen. Die Herren Egoisten muß man zwingen, ihren Mitbürgern zu dienen und aus dem Wege zu gehen, wo dieses Anderen-im-



Bedburg

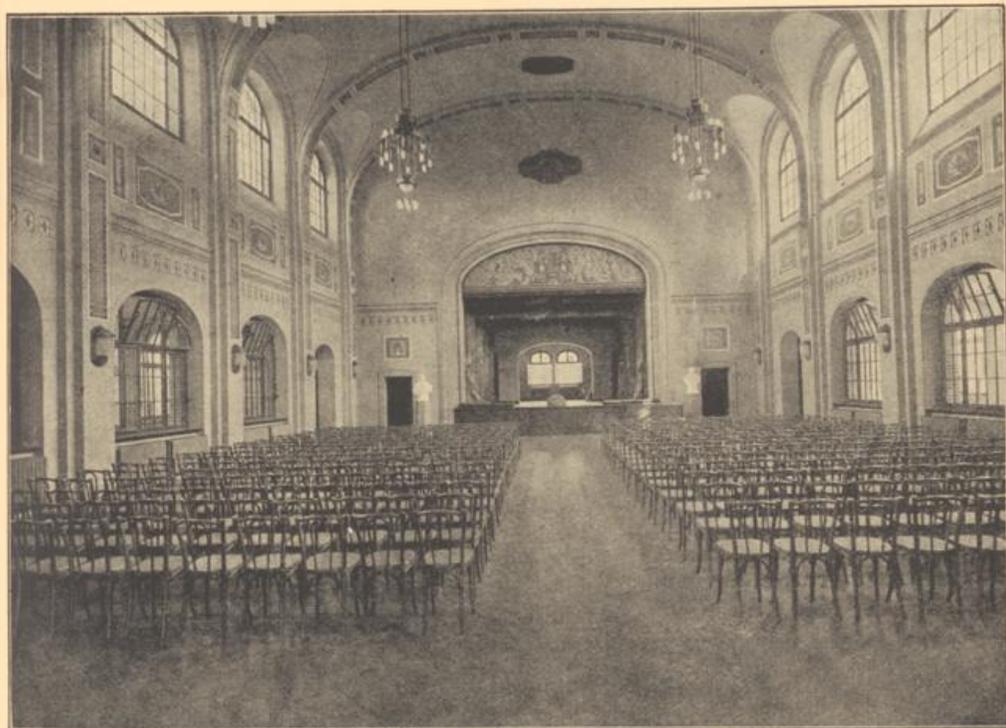


Bedburg



Bedburg

Pflegerheim



Bedburg

Innenansicht des Gesellschaftshauses

e der  
Kliche  
ß der  
ranke  
junde  
Regel  
id so  
anken  
utheit  
ung.  
von

n sie  
n die  
ienst-  
Er-  
elich)  
n.  
hrten  
oren.  
ent-

ühen  
steln.  
zeit-  
An-  
t für  
ver-  
urch.  
arde,  
nter-

den  
n so  
den  
richt,  
fisches  
das  
hren  
-im-

We  
dur  
Rö  
ben  
des  
wa  
Al  
pr  
to

ur  
de  
w  
te  
fi

n  
c  
t

Wege-Sizen ihnen selbst zwar Geld, aber den Mitbürgern das Krankwerden durch zu enges Wohnen einbringt. Man gebe z. B. allen gemeinnützigen Körperschaften das Recht der Enteignung des heute noch landwirtschaftlich benutzten, aber zu Wohnzwecken benötigten Bodens zum einfachen Preise des landwirtschaftlichen Nutzungswertes, dann könnten die Gemeindeverwaltungen durch einen sanften Druck auf diesen gesetzlichen Hebelarm des Archimedes es erzwingen, daß von einem weiteren Steigen städtischer Bodenpreise, infolge der dann einsetzenden Konkurrenz des Bodens vor den Stadttoren, keine Rede mehr wäre.

Im Interesse der Krankheitsverhütung und im Interesse der Wehrkraft und unseres Wettbewerbs mit anderen Völkern wird man früher oder später doch mit wirksamen Rechtsmaßregeln vorgehen müssen. Warum soll man warten bis die Bodenspekulanten, Vaterlandsverkäufer und Vaterlandsverteuerer sich immer fester verwurzeln und später immer schwerer auszurotten sind? Sie sind schon heute der eigentliche „innere Feind“.

Unserer Zeit fehlt noch so ganz das Großzügige für einen längst als notwendig erkannten gesellschaftlichen Neubau. Was nützen uns auf die Dauer alle noch so schönen und allenfalls auch zweckentsprechenden Krankenanstalten, wenn wir immer wieder Gesunde krank werden lassen müssen, trotzdem die Mittel der Krankheitsvergütung längst entdeckt sind.

Auf dem Gebiete der Schule geht es ähnlich. Ein Jahrzehnt riefen die Pädagogen nach Unterricht im Freien, nach Waldschulen u. dgl. Schnell baute die Stadtverwaltung Charlottenburg eine Waldschule, leider für die kränksten Schulkinder, nicht für die gesündesten, um an denen endlich einmal Führer zu besseren Zuständen hin heranzuziehen.

Als vor einiger Zeit einem Kreise von Herren Gelegenheit geboten wurde, die verhältnismäßig freie, fast ganz nach Initiative ihres leitenden Direktors Platz in Zehlendorf bei Berlin betriebene Schule für verwahrloste Kinder (zum meist für solche von Trinkern) zu besichtigen, da entrang sich einem dieser Besucher der Ruf: „Man sollte ein Säufer werden, damit die eigenen Kinder so vortrefflich erzogen würden.“

Müssen es immer nun schwachbegabte oder gar Kinder von Säufnern sein, damit die Schuldisziplin hervorragenden Schulleitern Ausnahmen in bezug auf Selbständigkeit gestattet und solche pädagogischen Geisteskräfte sich zur vollen Schöpferkraft entfalten läßt? Sollte man nicht endlich aufhören, den erzieherischen Geist der Lehrerverwelt mit allerlei Zwangsbestimmungen, die für das blühende Leben doch nie ganz passen, zu töten? Der alte Schulgeist wirkt wie ein lähmendes Gift auf Erzieher wie Schulkinder.

Nun, wir dürfen hierin doch einiges von der Zukunft erhoffen. Wie haben Ärzte und Provinzialanstaltsverwaltungen bis noch vor kurzer Zeit sich gegen die Lehren der Naturheilmethode gesträubt! Und nun arbeitet man

in Bedburg und anderswo, ohne großes Geschrei in der Öffentlichkeit davon zu machen, nach dieser Methode. Was hier auf dem Gebiete der Hygiene möglich ist, wird sich bald auch wohl auf dem Schulgebiete ermöglichen lassen. Wir wollen Musterschulen nach den Forderungen der Neuzeit, nicht nur für schwach-sinnige, nicht nur für verwahrloste Kinder, nein für alle Kinder, vorab aber für die gesunden haben, damit die möglichst nicht krank werden. Als Gesunde sollten sie sich später des Lebens freuen können, das sie mit ihren innewohnenden Kräften als Erwachsene dereinst zu gestalten haben. Dann werden sie über starke Gestaltungs-kräfte verfügen und mit dem Überschuss an Kräften auch die später immer seltener werdenden kranken Mitbürger leicht mit durchschleppen können. Heute hängt den Gesunden der Gesellschaft ein Vielzuviel an Kranken zum Mitdurchschleppen am Halse. Das darf so nicht bleiben. Wir Gesunden haben doch auch noch einiges Recht aufs Leben.

Schließlich sollte man an dieser Stelle, wo es sich von dem Aufsprengen der Tore der Krankenanstalten und des Neuaufbaues der Krankenanstalten in Gartenstadtform handelt, auch einmal der sittlich Kranken gedenken, die das Schicksal in die Kasernierungsanstalten geführt hat, die wir Gefängnisse nennen. Man sollte einmal auch der „Gefangenen“ — übrigens ein sehr roher Ausdruck — gedenken und ihretwegen es den Behörden Dank wissen, die heute endlich anfangen, mit Hilfe der Gefängnisinsassen nützliche Arbeit da draußen in Gottes freier Natur verrichten zu lassen, z. B. Moorboden in Ackerland verwandeln lassen. Man muß doch Menschen, die ihre Freiheit mißbraucht haben, langsam wieder an die Freiheit zurückgewöhnen, und dazu ist die Arbeit im Freien auf dem Lande, wie Entwässerungs-, Wegebau- und Bodenkulturarbeit ein ausgezeichnetes Mittel. Man lasse doch diese Armen Gartendörfer bauen, aber natürlich Dörfer, in denen sie später selbst, nicht andere wohnen. Wir dürfen nicht erwarten, daß die Gefangenen mit Lust und Liebe für andere Leute Felder herrichten, für andere Häuser bauen, während sie selbst nach Ablauf ihrer Karzerzeit gerade gut genug sind, der Versuchung aufs neue zu verfallen und wieder öffentliche Landstraßen bevölkern müssen, aber niemals in bescheidenem Eigenheim wohnen dürfen.

Also fassen wir zusammen: Gartenstädte für Kranke sind etwas Gutes, Gartenstädte für Gesunde aber etwas Besseres. Gartendörfer für Gefangene zum Ansiedeln sind gut, aber Dörfer ohne Zinszahlung an Privatleute für unsere gesamten Bodenbebauer zu schaffen, das muß unser Ideal werden. Dieses Ideal ist ein schönes und dann auch erreichbares, wenn wir den Fürst Mammon und seine Mitläufer in die Zwangsjacke stecken, in die man bisher unsere zum Teil mit durch sie geisteskrank Gewordenen steckte. Die Forderung des Tages besteht darin, die Gesamtheit aller Schaffenden aus der Zinszwangsjacke zu befreien, dann werden wir in Zukunft weniger Bedburgen für Geistesranke gebrauchen.

## Kapitel VIII.

# Ausführungen und Anfänge von deutschen Gartenstädten überhaupt.

Die neuere Richtung landhausmäßigen Einzelwohnungsbaues ging von Darmstädter Künstlern aus. Ihnen war der Großherzog von Hessen behilflich, die erste deutsche, gartenstadtartige Anlage „Buchschlag“ zwischen Darmstadt und Frankfurt zu erbauen.

Sodann half mit verhältnismäßig billiger Terrainabgabe die Großherzoglich Badische Domänenverwaltung einer Gruppe energischer junger Leute zu einem behaglichen Wohnen weit außerhalb der Arbeitsstätte Karlsruhe, in „Rüppurr“.

Als dritte Siedelung möge hier noch die Erste Heimstättengenossenschaft „Neckarhalde“ e. G. m. b. H. angeführt sein, die im Laufe der letzten Jahre aus genossenschaftlicher Initiative mit wesentlicher Unterstützung der nahen Stadtverwaltung Eßlingen in Württemberg entstanden ist. Neckarhalde ist eine Gründung gemeinnütziger Art, die kleinen Leuten den Erwerb eines Eigenheims erleichtern will.

Nummehr dürfen wir uns des Weiteren auf ein Buch stützen, das kürzlich diejenigen herausgegeben haben, die über den Fortgang der deutschen Gartenstadtbewegung, soweit solche sich auf genossenschaftlicher und bodenreformerischer Grundlage entfaltet, am besten Bescheid wissen.

Dieses überaus lobenswerte Buch, „Die deutsche Gartenstadtbewegung“ ist mit zahlreichen Abbildungen und Plänen kürzlich erschienen. Es ist von der deutschen Gartenstadtgesellschaft Berlin-Schlachtensee verlegt und kostet 2 Mk., vorläufig ist die Auflage vergriffen, die Neuauflage erscheint im Dezember.

Die Deutsche Gartenstadtgesellschaft e. V., die eine eingehende Würdigung seitens aller verdient, welche sich mit der Gartenstadtbewegung bekannt machen wollen, ist eine gemeinnützige Gesellschaft zur Förderung dieser ganzen Bewegung mit Rat und Tat. Die Initiative, die bisher schon von ihr ausgegangen ist, hat manches ins Leben gerufen, und für die nähere Zukunft dürfte gerade diese Gesellschaft noch bei mancher Neuanlage Bevatterin stehen,

um auf Grund gewonnener Erfahrung Fehler zu verhüten. Die Gesellschaft ist eine Propagandagesellschaft zur Gewinnung des deutschen Volkes für die Begründung von Gartenstädten. Ihre letzten Absichten entwickelt sie selbst auf Seite 3 ihres oben erwähnten Buches so klar, das es geraten erscheint, diese Seite in vollem Wortlaut hier wiederzugeben.

„Wollen wir die Vorteile weiträumiger Bauweise auf billigem Gelände auch für die 80—90 % der Bevölkerung, die auf Kleinwohnungen angewiesen ist, dauernd sicherstellen, so müssen wir alle uns zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um die spekulative Verteuerung der Boden- und Wohnungspreise auszuschließen und um den Wertzuwachs, den das bisher landwirtschaftlich benutzte Gelände durch die Ansiedelung erfährt, der Gesamtheit der Ansiedler zugute kommen zu lassen, nicht aber einigen zufälligen Bodenbesitzern und Spekulanten.

Die wichtigsten dieser Rechtsmittel sind: das Erbbaurecht (d. i. das vererbliche und veräußerliche Recht, auf gepachtetem Boden ein Haus zu errichten); ferner das Wiederkaufsrecht (zum ursprünglichen Preise, abzüglich der Abnutzung und zuzüglich etwaiger baulicher Verbesserungen), vor allem aber der genossenschaftliche (oder kommunale) Haus- und Grundbesitz (Abgabe von Haus und Garten nur in Miete oder Erbmiete).

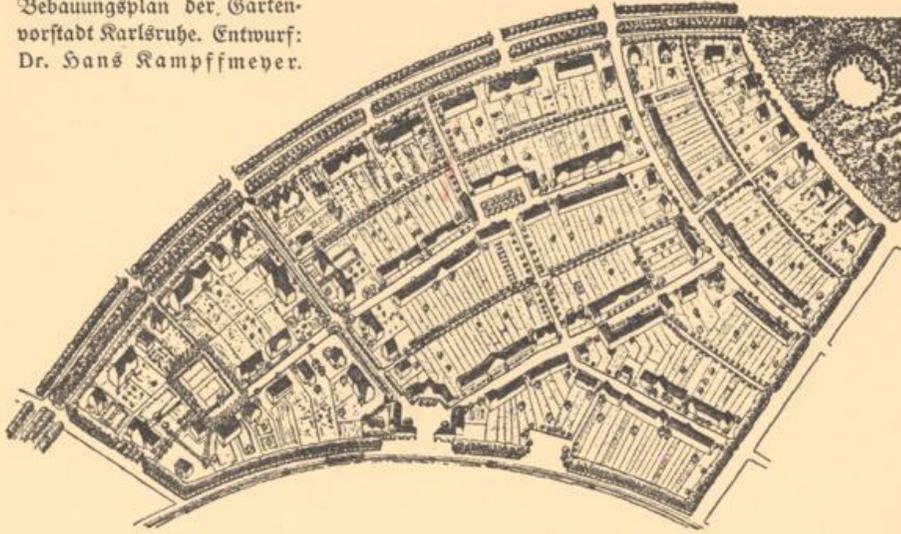
Dieser Wertzuwachs gibt zugleich dem entstehenden Gemeinwesen die Mittel, um allen zugängliche Einrichtungen zur Bildung von Körper und Geist zu schaffen: Spiel- und Sportplätze, Wasser- und Luftbäder, Kindergärten, Volkshäuser, Bibliotheken, Lesehallen und dergleichen.

Alle diese Forderungen sind stückweise von Gemeinden und Baugenossenschaften, von Industriellen und Terraingesellschaften verwirklicht worden. Aber erst aus ihrer planvollen Zusammenfassung erwuchs die vollständig neue Siedlungsform der Gartenstadt.

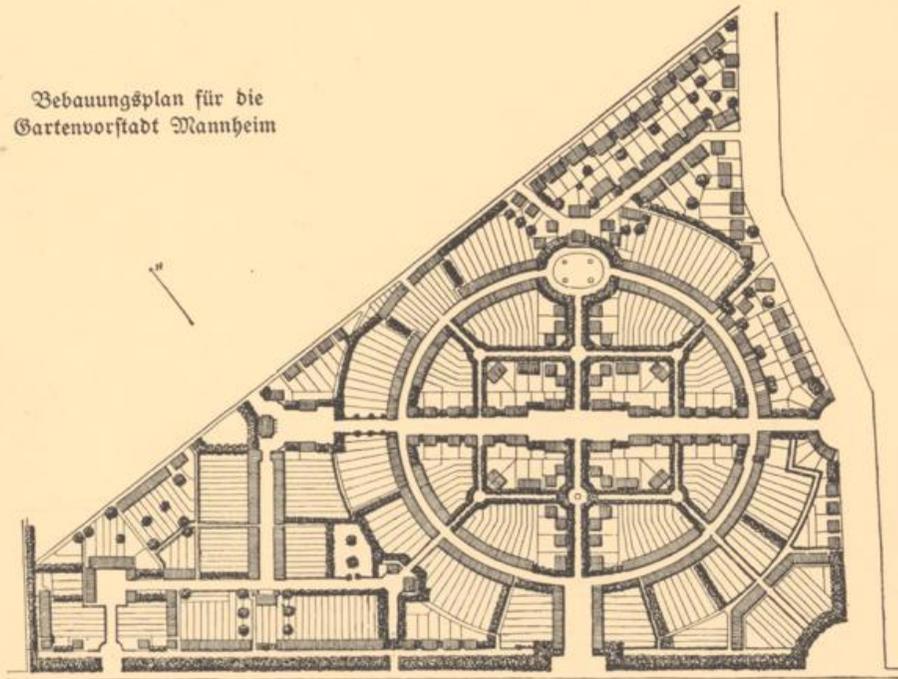
Man versteht also unter einer Gartenstadt oder einer Gartenvorstadt nicht eine beliebige Stadt oder Vorstadt mit ein paar Gärten in ihren Mauern. Sie hat auch nichts zu tun mit den Villenkolonien, die findige Terrainspekulanten mit dem Namen „Gartenstädte“ schmücken, um die öffentliche Meinung für ihre nichts weniger als gemeinnützigen Gründungen zu gewinnen. Eine Gartenstadt ist eine planmäßig gestaltete Siedelung auf wohlfeilem Gelände, das dauernd im Obereigentum der Gemeinschaft (Staat, Gemeinde, Genossenschaft und dergleichen) erhalten wird, derart, daß jede Spekulation mit dem Grund und Boden für immer ausgeschlossen und der Wertzuwachs der Gemeinschaft gesichert bleibt. Diese soziale und wirtschaftliche Grundlage bringt und erhält der neu entstehenden Stadt auch den Garten — selbst für den Minderbemittelten —, macht sie zur „Gartenstadt“.

In solchen Gartenstädten führt die gemeinsame Arbeit an großen wirtschaftlichen und kulturellen Zielen die Menschen zu besserem gegenseitigen

Bebauungsplan der Garten-  
vorstadt Karlsruhe. Entwurf:  
Dr. Hans Kampffmeyer.



Bebauungsplan für die  
Gartenvorstadt Mannheim



haft  
die  
elbst  
eint,  
  
inde  
esen  
ittel  
reise  
tlich  
bler  
und  
  
ver-  
zu  
glich  
llem  
gabe  
  
ittel,  
t zu  
olks-  
  
ffen-  
Ober  
neue  
  
nicht  
ern.  
defu-  
ung  
Eine  
inde,  
ffen-  
dem  
Ge-  
ringt  
den  
  
wirt-  
tigen

Re  
daf  
Si  
Ge  
zaf  
für

au  
M  
her  
G  
E  
B  
bei

ve  
G

in

be  
L

Kennen und Verstehen, sie weckt das uns verloren gegangene Gefühl dafür, daß nicht der gegenseitige Kampf, sondern die gegenseitige Hilfe für die Höherentwicklung der Menschheit ausschlaggebend ist. Erst wenn dieses Gefühl in weiten Bevölkerungsschichten lebendig geworden ist, werden die zahllosen Kräfte, die sich heute noch im gegenseitigen Kampfe aufreiben müssen, für aufbauende Arbeit frei werden.“

Außer diesem hier angeführten Buche und einer weiteren Literatur, wie sie auf der letzten Seite erwähnt ist, gibt die deutsche Gartenstadtgesellschaft eine Monatschrift, „Die deutsche Gartenstadt“ in einer Auflage von 5000 Exemplaren heraus. Schriftleiter dieser Zeitschrift ist Herr E. Behnisch, in Bergisch-Gladbach Gronauer Wald, Geschäftsführer der Gesellschaft Herr Adolf Otto, Schlachtensee. Hauptförderer der Gesellschaft sind die Vettern Hans und Bernhard Kampffmeyer. Ersterer wohnt in Karlsruhe, letzterer in Rehfelde bei Berlin.

Den rührigen Vorarbeiten der deutschen Gartenstadtgesellschaft e. V. verdanken mehr oder weniger folgende in den letzten Jahren entstandenen Gartenstadtsiedelungen ihr Dasein:

- Die Gartenstadt Nürnberg e. G. m. b. H.
- Die Gartenvorstadt Karlsruhe e. G. m. b. H.
- Die Arbeitergartenstadtkolonie „Reform“ e. G. m. b. H. bei Magdeburg.
- Die Gartenvorstadt (auch für bürgerliche Kreise) „Hopfengarten“ e. G. m. b. H. bei Magdeburg.
- Die Gartenvorstadt Skopau bei Merseburg.
- Die gemeinnützige Baugenossenschaft Gartenvorstadt Groß-Berlin e. G. m. b. H. (noch in der Bildung begriffen).
- Die Gartenvorstadtgenossenschaft Mannheim.
- Die Gartenstadt Hüttenau, e. G. m. H., Kreis Hattingen i. Westf.

Auf Anregung der Gesellschaft bildeten sich Gartenstadt-Baugenossenschaften in Ansbach, Hof, Pappenheim, Kazwang und Schwaig. Ferner:

- Der allgemeine Wohnungsbauverein Ratschhof bei Königsberg i. Pr.
- Die Gartenvorstadt Neumünster in Holstein.
- Die Gartenstadt „Margaretenhöhe“ Essen a. d. Ruhr.
- Die Gartenvorstadt Güstrow in Mecklenburg e. G. m. b. H.
- Die Gartenvorstadt Wandsbek bei Hamburg.
- Die Gartenvorstadt Stockfeld bei Straßburg i. Elß.

In allerneuester Zeit sind Gartenstadtgenossenschaften noch in Ludwigshafen, Hagen i. Westf., Hamburg, Liegnitz, München, Görlitz, Stettin, Leipzig und Augsburg entstanden. In Vorbereitung sind Gartenstadtgenossen-

schaften in Baden-Baden, Aachen, Bielefeld, Göttingen, Dortmund, Stade und Würzburg.

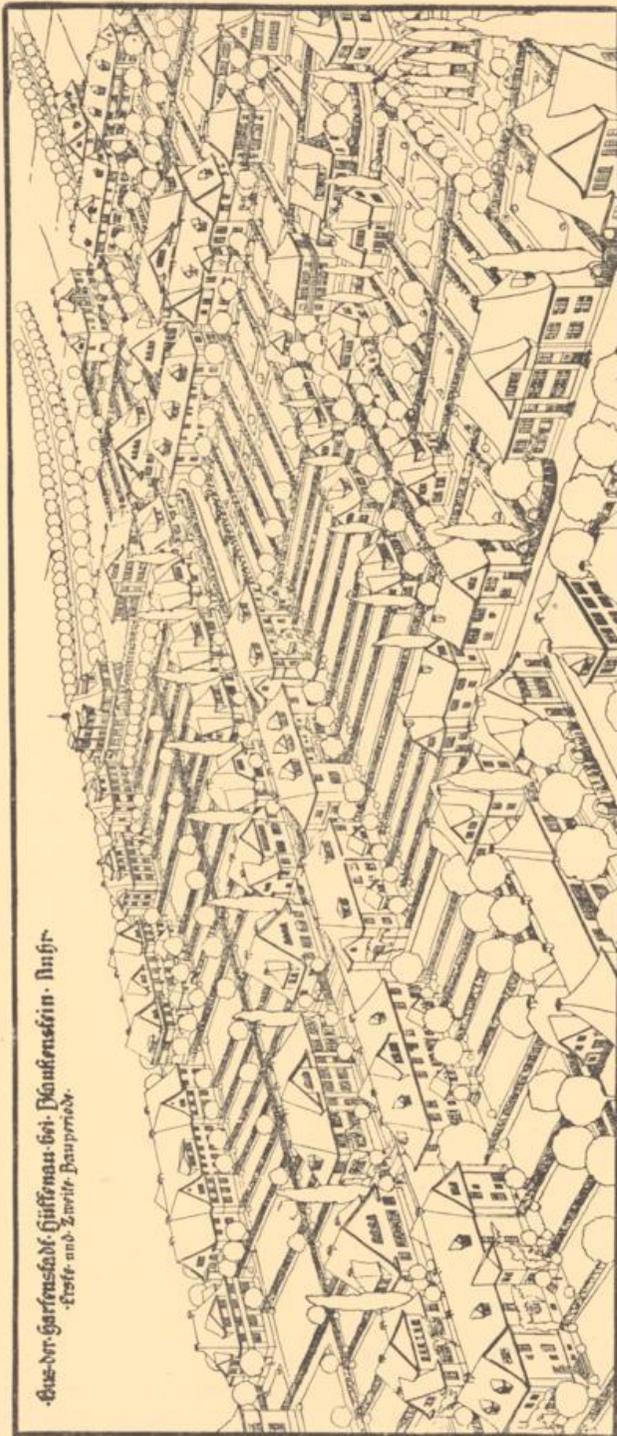
Das erwähnte Buch orientiert den Leser in ausgezeichnetster Weise über so ziemlich alle Siedelungen, allerdings ohne, was eigentlich unverständlich ist, Eden zu erwähnen, allerdings auch ohne Frohnau zu erwähnen, angeblich weil sich die Gesellschaft auf Gartenstädte beschränken will, die auf bodenreformischer Grundlage entstehen oder entstehen sollen. Hinsichtlich Edens stehen die Gartenstadtleute vielleicht auch auf dem Standpunkte, es sei schon bekannt genug. Frohnau ist dagegen als Villenkolonie, die von der Gartenstadt eigentlich unrechtmäßiger die Bezeichnung entlehnt hat, nicht mit aufgenommen.

Indem wir dagegen in vorliegendem Buche mit Gründlichkeit die Typen herauszuheben und sie in ihren letzten Verzweigungen da bloßzulegen suchen, wo sie mit dem ganzen sozialen Milieu zusammenhängen, gewinnen wir erst den rechten großzügigen Ausblick auf kommende Möglichkeiten. Denn auch Gartenstädte können sich nur im Rahmen unserer ganzen Kulturbestrebungen entwickeln und müssen im großen und ganzen Schritt mit ihnen halten. Das Wenige, was sie allenfalls dem ganzen Kulturfortschritt voraneilen können, ist nicht sehr erheblich.

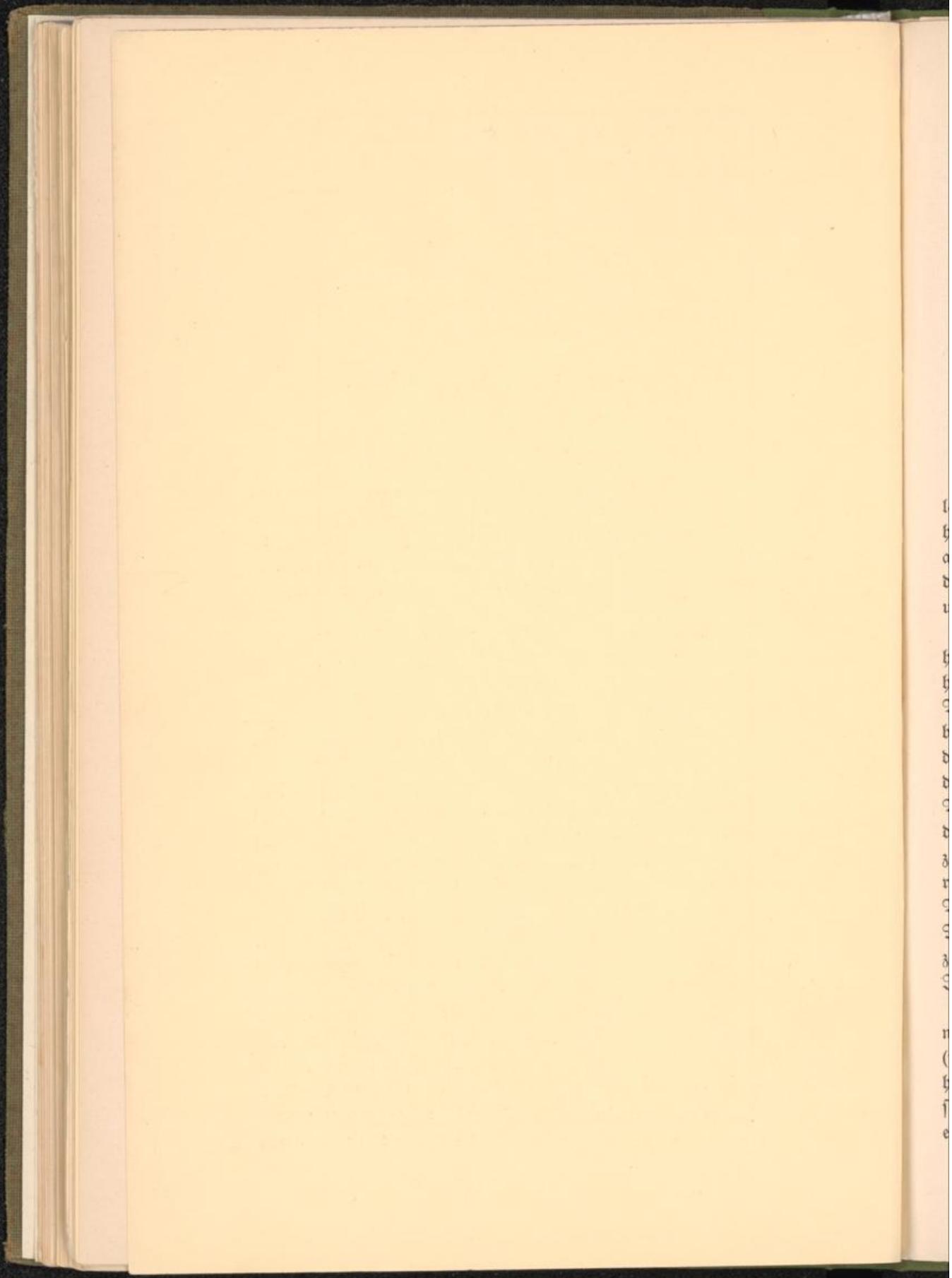
Die deutsche Gartenstadtbewegung ist eben keine mit „unbegrenzten Möglichkeiten“. Immerhin steht ihr auf dem Boden unseres heutigen Genossenschaftslebens, auf dem Boden unserer politischen Kraftentfaltung und bei dem Verständnis, das ihr nun schon beinahe alle Behörden entgegenbringen, ein weites Betätigungsfeld offen. In dieses Betätigungsfeld hinein, gewissermaßen aus der Vogelperspektive heraus einen Einblick zu gewähren, dazu soll uns nunmehr das Schlußkapitel dienen.



itade  
über  
dlich  
blich  
den-  
dens  
chon  
rten-  
auf-  
ppen  
hen,  
erst  
auch  
ngen  
lten.  
nen,  
Rög-  
ffen-  
dem  
ein  
ffer-  
dazu



•Aus der Garnisonstadt Gießen bei Mühlentstein. Anfr.  
•erste und zweite Bauperiode.



## Kapitel IX.

# Die Ausichten der deutschen Gartenstadt- bewegung.

Wenn wir die drei Grundtatsachen, erstens die im allgemeinen in Deutschland niedrig stehende, uns aber unentbehrliche Sonne, zweitens das deshalb kalte, zur Arbeit aber dadurch antreibende Klima, und drittens die auf beides hin mit eingestellte Natur des auf ein reiches Innenleben veranlagten deutschen Menschen betrachten, so müssen wir folgendes zur Befriedigung unseres Wohnungsbedürfnisses feststellen.

Auf die ersterwähnte Tatsache hin müssen wir eine niedrige Bauweise haben, damit der eine dem andern das bißchen Sonnenstrahl nicht durch sein hohes Haus wegnimmt. Auf die zweite Tatsache hin müssen wir gut gegen Witterungseinflüsse geschützt bauen, können also niemals leicht und billig bauen, im Gegenteil ist schon des Einheizens wegen eine solide Bauweise die auf die Dauer auch billigere Bauweise. Deshalb müssen wir aber auch dauernd einen erheblichen Arbeits- bzw. Geldaufwand innerhalb unserer Bedürfnisse auf die Befriedigung unseres Wohnbedürfnisses verwenden. Auf die dritte Tatsache hin, daß jeder Deutsche zum Leben und Schaffen einer ziemlich weitgehenden Individualisierung bedarf, gebrauchen wir eine geräumige Bauweise. Denn besonders der deutsche Mensch darf die enge Verbindung mit seiner physischen und auch geistigen Nährmutter, mit der Mutter Natur nicht ganz aufgeben, sondern gebraucht außer der Wohnung zur Ermöglichung der Absonderung von Anderen und zur Pflege seines Innersten, seines Gemütslebens, auch einen Garten.

Die moderne Bauentwicklung hat auf diese drei Naturtatsachen nicht nur keine Rücksicht genommen, sondern hat mit Ausnahme des Punktes zwei (soliden, aber teuren Bauens) das gerade Gegenteil von dem getan, was hätte geschehen müssen. Der Grund dafür, daß man die natürlichen Tatsachen so wenig berücksichtigt hat, ist vorwiegend in einer Gesellschafts-einrichtung, sagen wir es geradezu in einer Rechts-einrichtung, ist in der Ein-

richtung des Privatbesitzes in Land zu suchen. Wenn nämlich einer besitzen darf, was alle zum Leben und mindestens zum Wohnen haben müssen, und das noch an städtischen Stellen, wo je<sup>d</sup>esmal jeder Quadratmeter durch keinen anderen im ganzen Lande ersetzbar ist, so ist damit ein gesellschaftliches Unrecht geschaffen. Es eröffnet sich dann den privaten Bodenbesitzern mit Hilfe dieser ihrer Monopolstellung gegenüber ihren Mitbürgern entweder durch direkte Ausnützung dieser Quadratmeter, oder indirekt durch Verkauf oder Belegung der abgetretenen Quadratmeter mit Hypotheken eine ergiebige Quelle dauernd fließenden arbeitslosen Einkommens. Es wird dann infolge der Unabwälzbarkeit dieser dauernden privaten Verteuerung des Bodens eine gewaltige, durch keine wirtschaftliche Gegenleistung berechnete Vorbelastung aller schaffenden Arbeit ermöglicht. Würde, wie die Bodenreformer das anstreben, die Grundrente an die Allgemeinheit fließen, so flö<sup>s</sup>se sie in veredelter Form an die Steuerzahler zurück, denn jedes Gemeinwesen muß alljährlich Rechenschaft über die vereinnahmten Gelder ablegen. Dagegen ist der private Grundrentenempfänger keine Rechenschaft über seine Verwendungsart der Grundrente den Grundrentenaufbringern schuldig. Bei einem Privatmann als Grundrentenempfänger arbeitet sozusagen jeder für die Kas.

Der Kern der Wohnungsfrage liegt deshalb im Bodenbesitzproblem, und ehe dieses nicht den Anforderungen modernem Rechtsempfindens gemäß gelöst ist, bleibt es schwer, dem System hoher, die Sonnenstrahlen abfangender Miethäuser wirksam beizukommen. Deshalb müssen unsere, durch unser bestehendes Unrecht so sehr benachteiligten werktätigen Schichten in Mietkasernen weiter wohnen. Bleibt unser Bodenunrecht wie es ist, so muß der natürliche Wunsch des deutschen Menschen, in einem gesonderten Eigenheim, und zwar in einem langsam schuldenfrei werdenden, seiner Eigenart gemäß zu leben, im allgemeinen unerfüllt bleiben. Es muß dann eben des Eigenheims verzerrtes Surrogat, es muß die Mietkaserne mit all ihren Nachteilen für Gesundheit und Charakter, für die Masse der städtischen Bevölkerung zunächst als Hauptwohnform beibehalten bleiben.

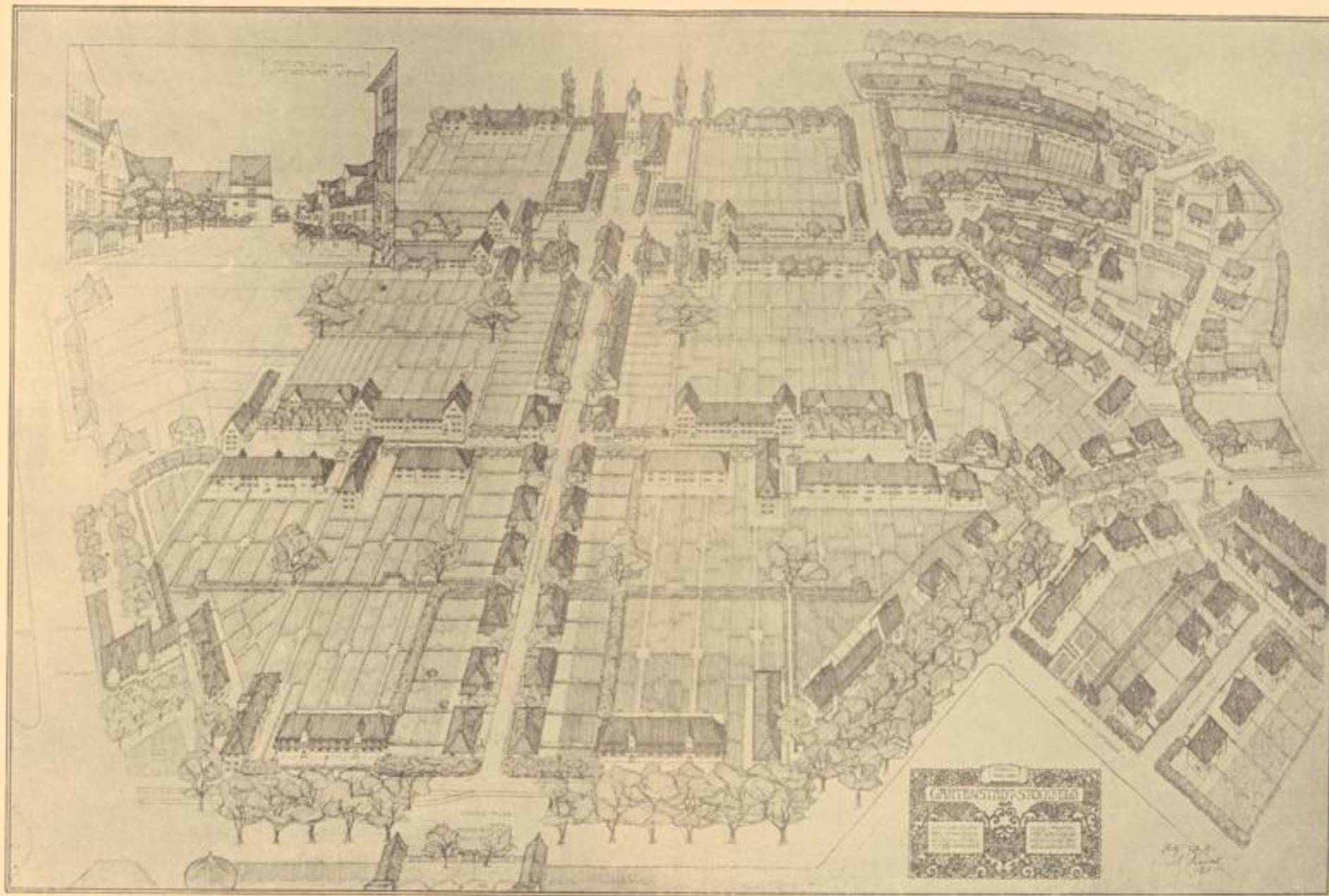
Zwar soll man die auch schon unter den bestehenden Gesetzen wirksamen Volkskräfte nicht unterschätzen, die trotz aller Schwierigkeiten auf ihr Wohnideal hinarbeiten und durch die Tatsache der Schaffung von Gartenstädten dieses Ideal zu realisieren suchen. Der nach einer Neuordnung hinstrebenden Gruppen gibt es heute schon viele. Es seien da nur die große deutsche Naturheilmovement, die Gartenstadtbewegung, das Genossenschaftswesen, vom Konsumverein an bis zu den Wohnungsbeschaffungs-Genossenschaften hin erwähnt. Sie alle suchen sich auf dem Boden des bestehenden Rechts ihr Plätzchen an der Sonne zu erkämpfen. Sie alle aber wissen auch, daß es ohne eine großzügige Rechtsordnung keine großzügige Bauordnung geben kann. Sie alle fühlen auch bis in alle gebildeten, führenden Gesellschafts-

er besitzen  
iffen, und  
urch keinen  
liches Un-  
mit Hilfe  
eder durch  
kauf oder  
ige Quelle  
e der Un-  
dens eine  
gte Vor-  
ie Boden-  
n, so flösse  
meinwesen  
Dagegen  
eine Ver-  
Bei einem  
r die Rah.  
oblem, und  
gemäß ge-  
bfangender  
urch unser  
in Miet-  
o muß der  
Eigenheim,  
art gemäß  
des Eigen-  
Nachteilen  
bevölkerung

wirksamen  
ihr Wohn-  
urtenstädten  
nstrebenden  
ße deutsche  
wesen, vom  
ten hin er-  
Rechts ihr  
uch, daß es  
ung geben  
esellschafts-

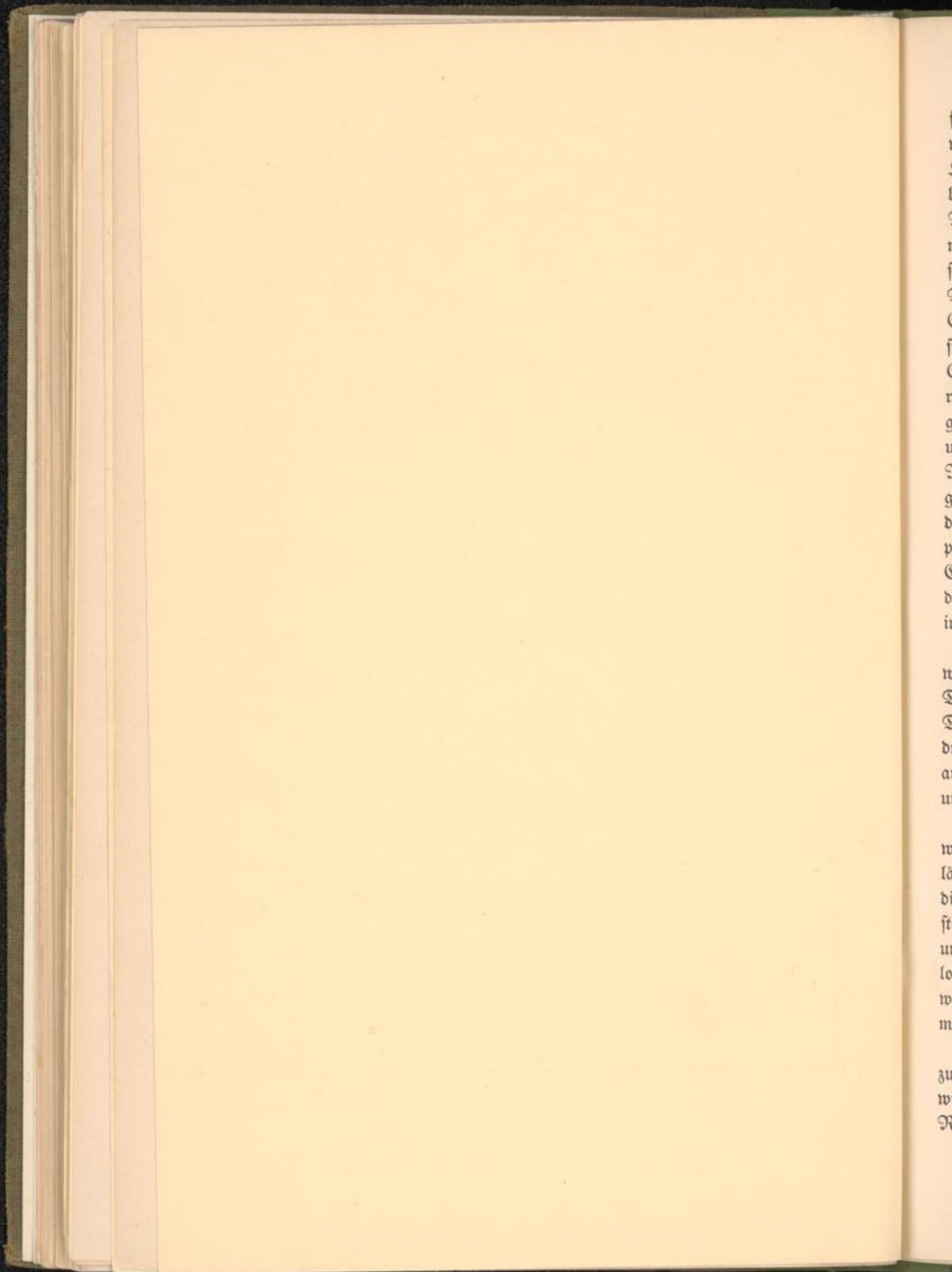
er besitzen  
ssen, und  
rch keinen  
iches Un-  
mit Hilfe  
der durch  
kauf oder  
ige Quelle  
e der Un-  
dens eine  
zte Vor-  
e Boden-  
t, so flösse  
meinwesen  
Dagegen  
eine Ver-  
Bei einem  
r die Kat.  
blem, und  
gemäß ge-  
fangender  
rch unser  
in Miet-  
o muß der  
Eigenheim,  
art gemäß  
des Eigen-  
Nachteilen  
bevölkerung

wirksamen  
ihr Wohn-  
artenstädten  
nstrebenden  
je deutsche  
wesen, vom  
ten hin er-  
Rechts ihr  
ch, daß es  
ung geben  
esellschafts-



Gartenvorstadt Stockfeld, Bebauungsplan





f  
r  
s  
f  
s  
f  
r  
g  
u  
s  
g  
d  
p  
e  
d  
i  
r  
s  
s  
d  
a  
u  
w  
l  
d  
f  
u  
l  
w  
m  
ju  
w  
R



schichten hinein, daß nur durch innigen Zusammenschluß aller auf das Volkswohl gerichteten Kräfte gegen ein so fest eingewurzelttes, altes System der Habsucht und Selbstsucht überhaupt etwas erreichbar ist. Aber nicht in ihrer bisherigen Arbeit liegt der Hauptsegen dieser mehr oder weniger reformerischen Richtungen; auch nicht darin, daß sie mit ihren Gartenstadtgründungen schon manchem zum Eigenheim verholfen und 10000 anderen das Ideal nach einem solchen Heim durch die einfache Schaffung von Tatsachen eingepflanzt haben. Das Wesentliche aller dieser modernen Bestrebungen wird schließlich in der Erkenntnis bestehen müssen, daß sie nicht nur einzeln genommen zu schwach sind, um große völkische Ziele zu erreichen, sondern daß sie selbst in ihrer Gesamtheit es solange nicht recht vorwärtsbringen können, und daß das rechte Fortschritts-Tempo erst dann eingeschlagen werden kann, wenn das gesellschaftliche Oben, wenn die Gemeinde-, Stadt-, Großstadt-, Bundesstaats- und Reichsverwaltungen nach derselben Richtung an der Abhilfe aus sozialer Not mithelfen. Aber auch dann geht es noch nicht, noch muß erst das gesellschaftliche Unten, muß die deutsche Arbeiterwelt, so schwer es ihr wird, die Tugend der Selbstbeschränkung lernen. Sie muß es endlich lernen, politisch nicht mehr auf einmal nehmen zu wollen, als sie bekommen kann. Es wird ihr schließlich nichts anderes übrigbleiben, als ihre Bundesgenossen da zu suchen, wo sie solche in Menge haben kann, nämlich zunächst einmal in der Frage der Beseitigung des Privatbesitzes in Land.

Wenn dann erst unser ganzes, in dieser einen Frage zunächst einmal wieder solidarisch empfindendes Volk das neue Ideal erstrebt, und seine ganze Durchschlagskraft an dessen Realisierung setzt, dann ist die Sache zu machen. Dann kann die Wohnungsfrage so gelöst werden, wie die oben erwähnten drei Naturtatsachen, wie die Sonne, wie das Klima und wie die Natur des auf Innerlichkeit gerichteten deutschen Menschen es unumgänglich nötig und selbstverständlich machen.

Es werden zunächst gewiß noch Hunderte von Gartenstadtansätzen in den weiteren Jahrzehnten ins Dasein gerufen werden, denn diese Bewegung verläuft sich so schnell nicht wieder. Steht aber auf die Dauer nicht hinter dieser Bewegung das klare Ziel und der fest darauf gerichtete Wille, das bestehende Bodenunrecht im Interesse des Volksganzen wieder gutzumachen und durch endliche großzügige Rechtschaffung die sogenannten „vaterlandslosen Gesellen“ wieder zu opferbereiten deutschen Mitbürgern zu machen, so wird doch schließlich diese schöne Gartenstadtbewegung im Sande verlaufen müssen.

Es gilt also schließlich außerdem moralische Kräfte gewaltiger Art auszulösen, und das bringen Menschen nur in Zeitperioden fertig, in der sie sich wieder ihres religiösen Untergrundes alle miteinander bewußt werden. Im Religiösen, d. h. in unserer Stellung zu den letzten großen Dingen unserer

Außen- und Innennatur liegt das einigende, uns alle umschlingende und opferbereitmachende Band. Es liegt im Hinblick der Eltern auf ihre heranwachsende Jugend. Dieses Verantwortlichkeitsgefühl, welches die Generationen miteinander verknüpft, gilt es bei allen Gesellschaftsschichten wieder zu wecken. Der religiöse Rhythmus muß neu belebend unser Volk jetzt in seiner Gesamtheit bald wieder erfassen und umfassen, wenn anders es nicht in Klassen- und Haarspalterei auseinanderfallen und zugrunde gehen soll.

So wird die Frage des Wohnens schließlich zur religiösen Frage, schließlich zur Frage der Zukunft unseres deutschen Volkes. Die Wohnfrage ist die augenblicklich dringendste des deutschen Volkes. Wer es versteht, sie richtig in den Brennpunkt aller Interessen hineinzuziehen, der könnte sogar die Kirchen wieder voll sehen; aber die Prediger dürfen dann nicht weiter Kotau machen vor den Mammonarchen unserer Zeit, diesen eigentlichen und eigentlich einzigen „inneren Feinden“ unseres Volkes.

So klar liegen die Aufgaben unserer Zeit vor uns, daß wir nur die sie lösen wollenden Kräfte zusammenzufassen brauchen. Schließlich wollen wir dann gern der höchsten Reichsspitze gestatten, daß sie allen das artilleristische Kommando gebe, was da gegeben wird, wenn etwas gemeinsam von vielen zugleich gehoben werden soll:

Achtung! Zugleich!



## Literatur-Verzeichnis.

### Zeitschriften:

Gartenstadt. Mitteilungen der Deutschen Gartenstadtgesellschaft. Sechster Jahrgang. Bezugspreis 5 Mk. bei monatlichem Erscheinen. Verlag G. Braun'sche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe.

### Bücher:

- Die Stadt der Zukunft. Theodor Fritsch. Verlag Herrmann Beyer, Leipzig.
- Gartenstädte in Sicht (Garden cities of to-morrow). Von Ebenezer Howard. Deutsche Ausgabe mit Vorwort von Dr. Franz Oppenheimer. Verlag von Eugen Diederichs, Jena. 217 Seiten . . . . . brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—
- Die Gartenstadtbewegung. Von Dr. Hans Kampffmeyer. Mit zahlreichen Illustrationen. Verlag Deutsche Gartenstadtgesellschaft, Berlin-Schlachtensee, geb. Mk. 1.25
- Aus englischen Gartenstädten. Beobachtungen und Ergebnisse einer sozialen Studienreise. Großquart. 108 Seiten Text, 80 Seiten Abbildungen. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpäwede . . . . . geb. Mk. 10.—
- Das Werk gibt den ersten wirklichen Überblick über die englische Gartenstadtbewegung in deutscher Sprache. Es ist ganz von Teilnehmern an der Studienreise geschrieben. Obwohl es in der Form eines Reiseandentens verfaßt ist, beansprucht es inhaltlich allgemeines Interesse, da die Verfasser auf den verschiedenen behandelten Gebieten Sachverständigkeit besitzen und das Werk nicht allein die Gartenstadtbewegung berücksichtigt, sondern auch einen Einblick in die städtische Wohnungsfürsorge, sowie in die englische Wohnungsreform allgemein, in die Stadterweiterungsfragen und in soziale Reformbestrebungen gewährt.
- Zu den Verfassern gehören: Bauinspektor Berger, Bernhard Kampffmeyer, Dr. H. Kampffmeyer, Frä. Dr. J. Raszowiz, Dr. med. Pfeleiderer, Architekt H. Wagner, Prof. E. Wernicke, Raymond Anwin.
- Die Entwicklung eines modernen Industrieortes und die Lehren, die sich daraus für eine industrielle Ansiedlungspolitik ergeben. Von Dr. H. Kampffmeyer . . . . . Mk. 2.40
- Die Gartenstadt München-Perlach. Eine städtebauliche Studie. Von Berlepsch-Valendäs und Hansen. 96 Seiten und zahlreiche Bilder und Pläne . . . . . Mk. 2.80
- Bodenpolitik und Wohnungsfürsorge einer deutschen Mittelstadt (Ulm). Von Berlepsch-Valendäs. 49 Seiten mit zahlreichen Bildern.
- Groß-Berlins bauliche Zukunft. Vorschläge zur Reform der Bebauungsbestimmungen. Von Dr. Karl Keller und Stadtbauinspektor Ritze. 136 Seiten und mehrere Pläne . . . . . Mk. 1.30
- Gartenstadt Hellaerau. Verlag der Gartenstadt Hellaerau, G. m. b. H. . . . . Mk. 1.—
- Heimstättenkolonie „Neckarhalde“ bei Eßlingen. Verlag Neckarhalde, e. G. m. b. H., Eßlingen, Mittlere Bentau 79 . . . . . Mk. 1.30
- Heim und Herd. Von Walther Gisevius. Verlag des Vereins ländlicher Heimstätten, e. V., Stuttgart, Johannes Straße 10 . . . . . Mk. 1.50

### Die wichtigsten Flugschriften der D. G.-G.:

- Nr. II. Genossenschaften und Genossenschaftsstädte . . . . . Mk. 0.10
- „ III. Der Zug der Industrie aufs Land . . . . . Mk. 0.10
- „ IV. Gartenstadt und Landeskultur . . . . . Mk. 0.30
- „ V. Von der Kleinstadt zur Gartenstadt . . . . . Mk. 0.30
- Ehesen zur Wohnungs- und Ansiedlungsfrage . . . . . Mk. 0.30
- Programm der Deutschen Gartenstadtgesellschaft . . . . . —
- „Die Gartenstadt“, Mitteilungen der Deutschen Gartenstadtgesellschaft, unentgeltlich für Mitglieder mit einem Beitrage von mindestens . . . . . Mk. 5.—
- Musterfajungen für Gartenstadtgenossenschaften . . . . . Mk. 0.20

### In Vorbereitung:

Bauordnung und Bebauungsplan im Lichte des Gartenstadtgedankens. 3 Vorträge von Architekt H. Wagner, Dr. K. Keller und R. E. Osthaus.

Herrosé & Siemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

D  
64

